

Wie die „Statue“ entstanden ist

Wie die „Statue“ entstanden ist



Projektleitung:
Mio OKIDO
projectxcor@gmail.com

Korrektur:
Ingeborg KLUGE

Unterstützung:
Korea-Verband

Copyright für die Bilder:
Mio OKIDO

Copyright für die Texte:
die Autorinnen

Copyright für die Interviewtexte:
die Interviewten

Die Interviews fanden im Sommer
2023 statt.

Das Projekt wurde von der Senats-
verwaltung für Kultur und Gesell-
schaftlichen Zusammenhalt des
Landes Berlin gefördert.

- 8 Wie das „Projekt“ entstanden ist
Mio OKIDO
- 12 Eine Statue – viele Bedeutungen
Regina MÜHLHÄUSER

- Interview
- 18 Mihera ABDEL KAFI
- 23 Nüjiyan GÜNAY
- 26 Nataly Jung-hwa HAN
- 32 Nammyoung HONG
- 36 Jin-hyang KIM-MOECK
- 40 Dorothea MLADENOVA
- 49 Steffi RICHTER
- 55 Young-sook RIPPEL-CHOI
- 60 Julia-Carla SCHMIDT
- 66 Michi

Wie das „Projekt“ entstanden ist

Mio OKIDO

Als die Friedensstatue namens „Ari“ 2019 in Berlin aufgestellt wurde, war ich nicht in der Lage, etwas zu unternehmen. Aufgrund der Schwere des Themas und der Komplexität der Debatte wusste ich, dass ich unüberlegt und ohne ausreichendes Wissen nicht handeln sollte. Ich wollte zuerst mehr über das Thema erfahren. Dann habe ich eine Gruppe japanischer Frauen kennengelernt, die seit vielen Jahren in Berlin leben. Sie arbeiten schon seit den 1990er Jahren gemeinsam mit koreanischen Frauen in Berlin zu diesem Thema. Eine aus der Gruppe, die sich besonders gut auskennt, ist Michi. Sie ist eine Art Bürgerhistorikerin und lebt seit fast 50 Jahren in Berlin. Im Rahmen der Aktivitäten der Gruppe gab sie uns eine kleine Führung durch den Bezirk Berlin-Moabit und hat uns erklärt, wie die Friedensstatue mit der lokalen Geschichte zusammenhängt, z.B. was während der NS-Zeit passiert ist. In diesem Moment wurde mir die Bedeutung der Statue klar, warum sie dort steht.

Die Friedensstatue in Berlin wird oft kritisiert, weil sie an einem Ort errichtet wurde, der aus dem ursprünglichen Zusammenhang gerissen und völlig irrelevant erscheint. Aber wenn sie schon dort ist, muss es Gründe dafür geben, die vielen Menschen vielleicht nur nicht wissen. Deshalb habe ich mich für die Durchführung dieses Projektes entschlossen, um herauszufinden, wie die Statue „entstanden“ ist und warum sie trotz wiederholten Drucks weiterhin dort steht, indem ich die Menschen interviewe, die sie unterstützen.

I. Kollektives Gedächtnis Japans

Das Thema „Trostfrauen“ und die Täterschaft des Militärs des japa-

nischen Kaiserreichs (1868–1945) im asiatisch-pazifischen Raum ist selbst im heutigen Japan nicht Teil des kollektiven Gedächtnisses der breiten Öffentlichkeit. Es gibt einige kleine Gruppen und Einzelpersonen, die sich damit beschäftigen, aber es sind nur sehr wenige. Mein persönlicher Eindruck ist, dass das kollektive Gedächtnis Japans durch Japaner*innen repräsentiert wird, z.B. Bürger*innen, die während des Krieges viele Schwierigkeiten hatten, und Soldaten, die auf dem Schlachtfeld gegen die weißen, männlichen US-Amerikaner gekämpft haben oder gefallen sind, wie Kamikaze-Piloten. Mit Ausnahme der heutigen Präfektur Okinawa und einiger Inselgebiete lagen die meisten japanischen Schlachtfelder außerhalb Japans, so dass in den meisten Teilen des Landes kaum direkte Kampfhandlungen stattfanden. Zwar gab es zahlreiche Luftangriffe, vor allem durch die US-Luftwaffe, aber diese waren einseitig und stellten keine Kampfhandlungen dar. Außerdem akzeptierte Japan seine Niederlage durch die Atombombenabwürfe, noch bevor die meisten Bürger*innen die Landung des Feindes gesehen hatten. Viele der japanischen Soldaten, die nach dem Krieg in ihre Heimat zurückkehrten, blieben in ihrem wiedergewonnenen Alltag stumm. Ich denke, dass diese Faktoren dazu geführt haben, dass die Erinnerung an die Täterschaft in Japan nicht aktiv wachgehalten wird.

II. Bedeutung des Systems der „Trostfrauen“

Bei der Kriegsende im August 1945 dienten 18,6 % der japanischen Gesamtbevölkerung und 60,9 % der japanischen Männer im Alter zwischen 20 und 40 Jahren beim Militär.¹ Es liegen keine Zahlen darüber vor, wie viele dieser Männer tatsächlich in die Schlacht zogen und Gräueltaten begingen. Aber da es ein „totaler Krieg“ war, kann man

sich leicht vorstellen, dass diese Zahl nicht wenig war. Mich interessiert, wie sie als Zivilisten in der japanischen Gesellschaft gelebt hatten, bevor sie eingezogen wurden. Selbst wenn sie in ihrem Alltag bereits diskriminierende Einstellungen gegenüber anderen Asiaten gezeigt hätten, ist es unwahrscheinlich, dass sie bereits so gewalttätig gewesen waren wie auf dem Schlachtfeld. Hätte die japanische Gesellschaft so viele Störfaktoren gehabt, hätte sie gar nicht überleben können. Deshalb gehe ich davon aus, dass sie ganz normale Bürger in der Gesellschaft waren, in der die Diskriminierung aber als akzeptabel galt. Wahrscheinlich haben die außergewöhnlichen Umstände des Krieges und ihre Rolle als Soldaten sie verändert. Die schlechten Bedingungen, die Gewalt der Vorgesetzten, die feindlichen Angriffe, die Todesangst usw. müssen sie sehr belastet haben, und das organisierte System der „Trostfrauen“ soll geschaffen worden sein, um die Soldaten zu „trösten“. Diese Frauen stammten aus ärmlichen Verhältnissen in Japan, den japanischen Kolonien und den von Japan besetzten Gebieten und wurden meist nicht freiwillig rekrutiert. Die „Trost“-Stationen befanden sich überall auf dem Territorium des japanischen Kaiserreichs und Militärs.² Für ein privates Unternehmen allein war es unter dem damaligen politischen System und den gesellschaftlichen Bedingungen unmöglich, die Frauen in dem so großen Gebiet, einschließlich der Kampfzonen, einzusetzen, was stark auf eine organisatorische Beteiligung des Militärs hindeutet. Damals können die „Trostfrauen“ als lebenswichtiger Nachschub für die Soldaten angesehen worden sein.

III. Meine Verantwortung als „Japanerin“

Das Konzept der Nation entstand in Japan erst Ende des 19. Jahrhun-

derts mit der Gründung des modernen Staates, des japanischen Kaiserreichs. 1889 wurde seine Verfassung verabschiedet, die das Konzept der Japaner als Mitglieder des modernen Staates mit dem Kaiser als Souverän festschrieb. Gleichzeitig war das Kaiserreich auch ein Staat, der Imperialismus und Kolonialismus förderte, so dass sich der Status der Japaner aus seinen diskriminierenden Strukturen ergab.

Ich bin mehr als 40 Jahre nach der Kriegsende auf die Welt gekommen. Ich selbst habe mich an den Untaten des japanischen Kaiserreichs weder beteiligt noch sie unterstützt. Aber die Grundlagen des politischen, wirtschaftlichen, industriellen und bildungspolitischen Systems der heutigen japanischen Gesellschaft wurden in der Moderne gelegt und sind nicht unabhängig von den Gewinnen aus der Kolonialherrschaft und den mehreren Kriegen, die das Kaiserreich geführt hat. Die Nachkriegsgesellschaft, in der ich aufgewachsen bin und lebe, ist das Ergebnis der Vorkriegs- und Kriegsgesellschaft. Deshalb habe ich die Verantwortung, kritisch mit der Geschichte umzugehen.

Außerdem war mein Großvater ein Soldat des japanischen Kaiserreichs. Aus seinen bruchstückhaften Aussagen und Dokumenten geht hervor, dass er damals in einer kampffreien Zone in Nordostchina stationiert war. Ich weiß aber nicht, was für ein Soldat er war. Ich habe nur von meiner Mutter, seiner Tochter, gehört, dass er nach dem Krieg freundlich zu Chinesen war. Aber was ist mit den Frauen aus den Kolonien, die nach China gebracht wurden? Hat er die „Trost“-Stationen benutzt? Wenn nicht, aus welchen Gründen? War es Diskriminierung und Abneigung gegenüber den „Trostfrauen“? Oder lag es einfach daran, dass er sich nicht in einer Situation befand, in der er sie einsetzen konnte?

IV. Japans Umgang mit der Geschichte und seiner Zukunft

Seit dem Platzen der Bubble Economy im Jahr 1991 scheint Japan nicht in der Lage zu sein, ein neues Modell für das Management des Landes darzustellen. Es muss für Japaner frustrierend sein, die Entwicklung der chinesischen und südkoreanischen Wirtschaft zu beobachten. In den letzten Jahren finde ich in Japan eine Neubewertung der Moderne als goldenes Zeitalter und eine Tendenz zu einer konservativeren und rechtsgerichteten Gesellschaft. Aber die einfache Neubewertung der Vergangenheit, weil die Zukunft ungewiss und die aktuelle Situation schwierig ist, würde jedoch im Gegenteil zum Niedergang des Landes führen. Für Japan ist die Moderne eine komplexe Geschichte mit Licht und Schatten, und das Kaiserreich war ein gescheiterter Staat.

In der japanischen Gesellschaft wird die Beschäftigung mit dem Thema „Trostfrauen“ oft als Angriff auf die japanische Geschichte und damit auf das Land selbst gesehen. Kann das zeigen, dass die Japaner im Geist der Moderne verharren, dem man eigentlich kritisch gegenüberstehen sollte? Wenn Japan zukunftsorientiert sein will, ist es notwendig, die Begriffe „Staat und Volk“ einmal von der Moderne zu lösen, die Geschichte kritisch zu hinterfragen und beides klar neu zu definieren.

Realistisch betrachtet ist dies jedoch sehr schwierig. Japan selbst will das nicht. Die Sicherheit in Ostasien gewinnt in dem Maße an Bedeutung, indem die politische Rivalität zwischen dem Westen und Russland bzw. China zunimmt. Dafür ist die Kooperation zwischen konservativen Politiker*innen in Japan, Südkorea und den USA wichtig. Eine innovative Reform der japanischen Gesellschaft ist dabei nicht erwünscht. Die Welt bewegt sich in Richtung Bewahrung bestehender Interessenstrukturen.

V. Internationalisierung des Themas

Inzwischen hat sich das Thema zunehmend internationalisiert. Seit der Befreiung von der japanischen Kolonialherrschaft 1945 wandern Koreaner*innen aus verschiedenen Gründen in die ganze Welt aus und verpflanzen ihre Geschichte und Erinnerungskultur dorthin. Die Gründung des japanischen Kaiserreichs, seine Hegemonie in Ostasien und seine mehreren Kriege selbst fanden im Kontext der damaligen Weltlage statt, so dass man sagen kann, dass es sich ursprünglich um ein internationales Thema handelte. Die Weltgeschichte ist ein Kollektiv verschiedener Geschichten aus unterschiedlichen Teilen der Welt. Wenn das, was im Westen geschah, als wichtiger angesehen würde als das, was in anderen Teilen der Welt geschah, kann man nur von einem westlichen Geschichtszentrismus sprechen.

Jedenfalls wurde die Friedensstatue in Berlin-Moabit errichtet. Sie steht dort, weil es einen Grund dafür gibt. Damit kann die deutsche Gesellschaft sie nicht mehr als „lokale“ asiatische Geschichte ignorieren. Das kleine Mahnmal im Wohngebiet stellt die Frage nach der Vielschichtigkeit der Geschichte im öffentlichen Raum in Deutschland.

1 Nakamura, Takafusa, 2017, *Nihon no keizaitōsei: senji-sengo no kyōkun to hansei* [Wirtschaftskontrollen in Japan: Erfahrungen und Lehren aus der Kriegs- und Nachkriegszeit]. Tokio: Chikumashobō, S. 155

2 Women's Active Museum on War and Peace, o. D., *Nihongun Ianjo Map* [Karte der „Trost“-Stationen des Japanischen Militärs]. <https://wam-peace.org/ianjo/map/>

Eine Statue – viele Bedeutungen

Regina MÜHLHÄUSER

Kriegsvergewaltigungen sind kein Thema der Vergangenheit. Überall auf der Welt verüben Soldaten und andere bewaffnete Kämpfer regelhaft sexuelle Gewalttaten. Inzwischen ist diese Gewalt in Medien, Politik und öffentlicher Diskussion sehr sichtbar, und es wird diskutiert, wie, wann und warum sie zur Kriegswaffe wird. Was jedoch immer noch im Verborgenen bleibt, ist das Schicksal der Betroffenen. Sie gelten bis heute oft als moralisch beschmutzt. Ihnen wird vorgeworfen, durch ihr Verhalten zum Täterhandeln beigetragen zu haben. Soziale Ausgrenzung ist die Folge.

Seit den 1990er Jahren wehren sich Frauen, die während des Asien-Pazifik-Kriegs (1937-45) für Soldaten der japanischen Armee sexuell versklavt wurden, gegen diese Stigmatisierung. In einer Art #MeToo Bewegung sind Hunderte Überlebende – zunächst aus Südkorea, dann aus anderen Ländern – mit ihren Erzählungen und ihren Gesichtern an die Öffentlichkeit gegangen und haben deutlich gemacht: Sexuelle Gewalt ist kein selbst-verschuldetes Einzelschicksal, sondern eine kollektive Erfahrung und ein systematisches Kriegsverbrechen.

Die „Friedensstatue“ würdigt den Mut dieser Frauen ebenso wie ihren politischen Kampf. Sie ist zudem eine späte Anerkennung der Schwere des Verbrechens, das die Frauen erlitten haben, sowie der langfristigen Folgen. Die Bronze des Mädchens im traditionellen koreanischen Hanbok lädt die Betrachter*in ein, sich zu ihr zu setzen und sich zu öffnen, um das Schicksal der Betroffenen an sich heranzulassen. Sie begegnet uns nicht aggressiv, nicht mit erhobener Faust oder einer Waffe. Sie erhebt Einspruch durch Ruhe und Beharrlichkeit – und eben darin liegt ihre Kraft.

Die Präsenz der „Friedensstatue“ entfaltet sich auf ganz unterschiedliche Weise, nicht zuletzt weil sie zwar einzigartig, aber nicht einmalig ist: Die erste Statue wurde 2011 vor der japanischen Botschaft in Seoul aufgestellt. Seitdem haben die Künstler*innen Kim Eun-sung und Kim Seo-kyung über hundert Exemplare gießen und an unterschiedliche Orte auf der Welt transportieren lassen. Darüber hinaus gibt es tragbare Pappmache-Versionen und kleine Nachbildungen aus Plastik. Dies ermöglicht den Unterstützer*innen, an die betroffenen Frauen zu erinnern, ihren politischen Kampf fortzuführen und Bildungsarbeit zu leisten. Dabei zeigt sich: Wo immer die Statue steht, ruft sie zusätzliche Erfahrungen ab. Inzwischen hat sie zahlreiche Bedeutungsschichten gewonnen, wie wir etwa in Deutschland beobachten können:

I. Gegen sexuelle Gewalt in Krieg und Nicht-Krieg

Bei der Einweihung der Statue in Berlin 2020 erklärte Nataly Han vom Koreaverband, die Statue soll auch auf „die Kontinuität sexualisierter Gewalt gegen Frauen in bewaffneten Konflikten und Friedenszeiten aufmerksam machen.“ Daran anschließend wies der Politologe Kein Nghi Ha auf die Vietnamesinnen hin, die diese Form von Gewalt im Vietnamkrieg erlitten, nicht zuletzt durch koreanische Soldaten. Nujian Günay vom Ezidischen Frauenrat zog zudem eine Linie zwischen dem Schicksal der „Trostfrauen“ damals und dem ezidischer Frauen heute.

Als die Statue zwei Jahre später beim AStA der Universität Kassel enthüllt wurde, sprach Rûkan vom Gesellschaftszentrum Kurdistan über die sexuelle Folter von Kurdinnen in türkischen Gefängnissen. Und beim „Trostfrauen“-Gedenktag 2022 vor dem Brandenburger Tor be-

kundete eine Rednerin ihre Solidarität mit den Frauen in der Ukraine. Deutlich wird, die „Friedensstatue“ dient als Bezugspunkt, um Betroffenen sexueller Kriegsgewalt auf der ganzen Welt zu gedenken und Gerechtigkeit einzufordern.

Darüber hinaus bietet die Bronzefigur gerade durch ihre unaufdringliche Präsenz eine Identifikationsmöglichkeit für Mädchen und junge Frauen und regt dazu an, eigene Erfahrungen mit Macht und Gewalt im Geschlechterverhältnis zu reflektieren. Im „Trostfrauen“-Museum in Berlin ist die Statue insofern auch Teil der pädagogischen Mädchenarbeit geworden.

II. Für die Aufarbeitung sexueller Gewalt durch Wehrmacht und SS

Auch die deutsche Wehrmacht und SS sowie Angehörige der Alliierten Armeen verübten im Zweiten Weltkrieg sexuelle Gewalttaten. Inzwischen gibt es vermehrt Forschung zu Vergewaltigung und sexueller Versklavung während des Kriegs und des Holocaust, aber das gesellschaftliche Bewusstsein ist nach wie vor gering. Der Betroffenen wird kaum gedacht. Dass die Statue auch dazu anregt, betonten bei der Enthüllung in Berlin die Vertreterinnen von Omas gegen Rechts, Medica Mondiale und der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. An anderen Orten, an denen die Statue gezeigt wurde, luden die Organisator*innen Historikerinnen wie Insa Eschebach und mich zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen zum Thema ein. Die „Friedensstatue“ bietet also auch die Möglichkeit, Debatten über hiesige Geschichte(n) sexueller Kriegsgewalt und die Verantwortung Deutschlands anzustoßen.

III. Für Anerkennung und Entschädigung von Kriegsverbrechen

Bei der Enthüllung der Statue in Kassel zog Ulrich Schneider von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes eine Verbindung zwischen dem langen Kampf der „Trostfrauen“ und dem der NS-Zwangsarbeiter*innen, die seit den 1990er Jahren um Entschädigung kämpfen. Im Rahmen einer von Steffi Richter und Dorothea Mladenova an der Universität Leipzig 2021 organisierten Veranstaltungsreihe zur Statue referierte der Historiker Clemens Martin Winter über das Leipziger Zwangsarbeitslager HASAG. Hier wird die Statue zum Ausdruck der Solidarität mit den Überlebenden von Krieg und Gewalt im Kampf um Gerechtigkeit.

IV. Gegen Rassismus und für die Aufarbeitung kolonialen Unrechts

Bei der Versammlung „Wir sind die Friedensstatue“ auf dem Gendarmenmarkt in Berlin 2020 erinnerte die Sozialpädagogikprofessorin Nivedita Prasad daran, dass es in Deutschland nur wenige Denkmäler gibt, die vom Leben von Menschen mit Migrationshintergrund zeugen. Diese haben oft Gewalt- und Fluchterfahrungen. „Wir wissen“, so Prasad, „dass solche kollektiven Erfahrungen noch Generationen später nachhallen, und dass Anerkennung und Gedenken wichtige Instrumente sein können, um mit intergenerationalen Erinnerungen und Traumata umzugehen.“ In diesem Sinne ist die Friedensstatue auch ein Anknüpfungspunkt für Menschen mit Migrationshintergrund und ein Zeichen dafür, dass ihre Erfahrungen Teil der deutschen Erinnerungskultur werden.

Im Sommer 2021 zeigte das Völkerkundemuseum Dresden die Ausstellung „Sprachlosigkeit – Das laute Verstummen“, deren zentrales Anliegen es war, koloniales Unrecht sichtbar zu machen. Im Hof des Museums stand die „Friedensstatue“, und ein Ausstellungsraum widmete sich dem Kampf der Frauen um Anerkennung. Hier wurde die Statue zum Symbol für Dekolonialisierung und postkoloniale Gerechtigkeit.

Fazit

Die „Friedensstatue“ wurde in einem spezifischen Kontext in Südkorea geschaffen und dann zusätzlich an anderen Orten aufgestellt. Dadurch haben sich neue Identifikationsmöglichkeiten, Bedeutungsschichten und Verknüpfungen zu anderen Ereignissen und Erfahrungen eröffnet. Gleichzeitig behält die Statue ihre ursprüngliche Bedeutung: an die Frauen in Korea zu erinnern, die Teil des „Trostfrauen“-Systems der japanischen Armee waren, und ihren Kampf um Anerkennung zu würdigen.

Die FDP hat vorgeschlagen, die „Friedensstatue“ in Berlin durch eine Statue zu ersetzen, die an alle Betroffenen sexueller Gewalt im Zweiten Weltkrieg und bis heute erinnert. Damit ginge jedoch die historische Spezifität verloren. Ein solches Denkmal würde den Besucher*innen nicht helfen zu verstehen, wer wem was angetan hat und wie dies verschwiegen oder aufgearbeitet wurde. Sinnvoll wäre vielmehr, die „Friedensstatue“ stehen zu lassen und in Zukunft mit weiteren Skulpturen zu begleiten, die an die Betroffenen anderer Konflikte erinnern.

Mio Okidos Projekt macht die Vielfalt der Bezüge zur „Friedensstatue“

sichtbar, und trägt so zu einem besseren Verständnis feministischer und migrantischer Erinnerungskulturen bei. Damit eröffnet sie einen Reflexionsraum für die Entwicklung zukünftiger Praxen des Erinnerns und Gedenkens.

Interview

Mihera ABDEL KAFI

Ehemaliges Mitglied von SudanUprising Germany

Ich bin in Berlin geboren. Meine Mutter ist Deutsche und mein Vater Sudanese. Im Moment kann ich nicht in den Sudan fliegen, weil dort im April 2023 ein Bürgerkrieg ausgebrochen ist. Nach der Revolution im Jahr 2018 kämpfen das sudanesische Militär und die RSF-Miliz (Rapid Support Forces) um die Vorherrschaft im Land. Seit dem Kriegsausbruch gibt es Zehntausende von Toten und Verletzten sowie mehrere Millionen Flüchtlinge. Momentan ist kein Ende abzusehen.

Ich habe angefangen, mich politisch zu engagieren, als im Dezember 2018 die Revolution im Sudan ausgebrochen ist und der damalige Diktator Omar al-Bashir friedlich gestürzt wurde. Die sudanesischen Communities in Deutschland und Europa haben diese Bewegung und die Revolution sehr unterstützt. Wir haben viele Demonstrationen organisiert und einfach darauf aufmerksam gemacht, was dort passiert. Dabei habe ich auch viele Mitstreiter*innen aus der sudanesischen Community gefunden. Das Wesentliche an dieser Revolution war, dass sie vor allem von Frauen getragen wurde und dass Frauen sehr viel dazu beigetragen haben. Es gab einen feministischen Aspekt in der Revolution. Das war für mich auch besonders wichtig, weil ich das Gefühl hatte, dass es wirklich eine inklusive soziale Bewegung ist und dass es um das Empowerment von Frauen geht. Deswegen dachte ich, dass ich das unterstützen und auch dabei sein muss. So bin ich zum Thema Feminismus gekommen. Obwohl ich zur Zeit nicht im Sudan war, habe ich mich sehr dafür interessiert. Ich habe wirklich jeden Tag online geschaut, ob es etwas Neues gibt. Wir haben auch ein Kollektiv gegründet, das „SudanUprising Germany“ heißt, wo wir viele Informationen über Social Media gepostet und geteilt haben. Wir haben dazu Demonstrationen in Deutschland organisiert, ein- oder zweimal auch



in Brüssel. Ich war nicht dabei, aber meine Mitstreiter*innen waren vor Ort und dadurch haben wir uns viel untereinander vernetzt. Ich kannte vorher nicht so viele andere Menschen sudanesischer Herkunft. Jeder war irgendwie für sich und hat sein eigenes Leben gelebt. 2019 sind alle wirklich zum ersten Mal zusammengerückt und haben sich durch diese Revolution untereinander solidarisiert, natürlich auch mit den Leuten im Sudan.

Ich glaube, dass diese Revolution an niemandem vorbeigegangen ist. Viele Familien waren davon betroffen und viele Leute sind ums Leben gekommen, bei Protesten, durch Polizeigewalt, durch Verhaftungen und durch alles Mögliche. Das Ganze hat eine große emotionale Rolle gespielt. Die Situation im Sudan hat natürlich auch mit der Situation in Deutschland und Europa zu tun. Alles dort ist politisch miteinander verbunden. Die EU hat ein Migrationsabkommen mit dem sudanesischen Militärregime geschlossen, was das Militär gestärkt und unterstützt hat und sich dann wiederum negativ auf die Leute vor Ort ausgewirkt hat. Daher dachte ich, dass wir darauf aufmerksam machen müssen und ich da auch aktiver sein muss. Das ist auch meine Verantwortung als in Europa lebende Person und das hat mich noch mehr politisiert. Was mir im Moment am Herzen liegt, ist aufzuzeigen, wie westliche, europäische und deutsche Politik die Situation in anderen Ländern außerhalb der „Festung Europa“ beeinflusst, und welche Auswirkungen die Politik der Europäischen Union auf die Menschen im globalen Süden hat. Es ist wichtig, diese Informationen einfach mehr in die Öffentlichkeit zu tragen. Man hört immer wieder, dass Menschen im Mittelmeer sterben oder dass es neue Abkommen zwischen der EU und den nordafrikanischen Staaten gibt. Was das wirklich bedeutet und welche Konsequenzen das für die betroffenen Menschen hat, ist vielen nicht so bewusst.

Das ist kein Vorwurf. Es ist wichtig, darauf aufmerksam zu machen. Im Herbst 2019 wollten wir eine Veranstaltung darüber organisieren, wie sich die Rolle der Frauen während der Revolution verändert hat und welche Rolle sie dabei gespielt haben, aber auch welche Hindernisse sie durch patriarchale Strukturen erfahren. Es sollte eine Informationsveranstaltung werden, mit Filmausschnitten, einer kurzen Lesung usw. Wir haben einen Veranstaltungsort dafür gesucht und durch die Netzwerke von meinen Freund*innen kamen wir über viele Wege auf Nataly, die Vorsitzende vom Korea-Verband. Dann sagte sie, dass wir das dort machen können. Wir dachten: „Okay, cool, warum nicht?“ Ich hatte vorher überhaupt keine Ahnung von der „Trostfrauen“-Bewegung, vom Schicksal der „Trostfrauen“, von der Tatsache, dass es damals diese „Troststationen“ als Institution gab, und auch vom historischen Kontext drumherum. Dann sind wir vor der Veranstaltung zum Korea-Verband gegangen, um uns die Räumlichkeiten anzuschauen, und waren im Museum der Trostfrauen. So bin ich zum ersten Mal mit dem Thema in Berührung gekommen und seitdem habe ich ein freundschaftliches Verhältnis zu Nataly. Weil es eine feministische Veranstaltung war, die wir organisiert haben, waren wir alle davon total begeistert, das Thema im Museum anzusprechen und darüber zu lernen. Die Besucher*innen, die zu unserer Veranstaltung gekommen sind, sind auch auf dieses Museum aufmerksam geworden. Seitdem war ich immer mal wieder beim Korea-Verband. Ich habe auch ungefähr für ein halbes Jahr in einem Projekt mitgearbeitet und andere Sachen unterstützt, wie auf Demonstrationen zu gehen, Petitionen zu unterschreiben und alles Mögliche.

Ich war Assistentin im Projekt 2021, in dem wir mit Jugendlichen aus der Umgebung und aus Berlin allgemein an der Friedensstatue gearbeitet haben. Erstens hatte ich Respekt vor der Aufgabe. Natürlich bin

ich nicht aus dem Kontext und wohne auch nicht im Stadtteil Moabit. Das heißt, ich komme irgendwie von außen, aber es hat sehr viel Spaß gemacht, mit den Mädchen, Jungen, Frauen und jungen Männern daran zu arbeiten. Ich habe dabei auch sehr viel gelernt. Das war die intensivste Arbeit, die ich mit der Friedensstatue zum ersten Mal hatte. Durch die ganzen Demonstrationen, Kundgebungen usw. habe ich auch einen anderen Blick auf die Friedensstatue bekommen, dass sie im öffentlichen Raum provoziert. Das hat mich emotional noch mal irgendwie anders mit ihr verbunden, also einmal durch meine Mitarbeit im Korea-Verband und dann durch die Debatte und die Kontroverse um sie herum. Ich habe auch noch mit zwei anderen Mitstreiterinnen einen Podcast über die Friedensstatue gemacht in der Verbundenheit, dass ich durch die Arbeit der AG „Trostfrauen“ immer wieder zum Korea-Verband gekommen bin und für die Statue demonstriert habe, nicht nur vor ihr, sondern auch vor dem Rathaus des Bezirks Mitte. Das macht man natürlich nicht allein, zu solchen Demonstrationen und Kundgebungen zu gehen, Reden von anderen zu hören und andere Menschen kennenzulernen, die mit der Friedensstatue verbunden sind. Das verbindet mich noch einmal mit ihr und natürlich auch an die Geschichte dahinter, die mich emotional sehr betroffen berührt. Ich finde, dass sie eigentlich bekannter werden muss und die Geschichte mehr thematisiert werden muss. Ich war das ganze Jahr über politisch sehr aktiv in den sudanesischen Angelegenheiten und habe auch den Korea-Verband kennengelernt. In den folgenden Jahren wurde die Friedensstatue errichtet. Das hängt natürlich alles zusammen. Es geht generell um das Thema sexualisierte Gewalt gegen Frauen, wo wir leider wissen, dass es kein Phänomen ist, das sich nur auf Korea oder die damals vom japanischen Militär besetzten Gebiete beschränkt.

Natürlich hat das jetzt auch wieder einen aktuellen Bezug zum Sudan und zum Bürgerkrieg. Im Land herrscht seit April 2023 der Krieg und es gibt auch Vergewaltigungen und Gewalt gegen Frauen, leider täglich. Daher finde ich es wichtig, dass es auch einen öffentlichen Ort gibt, an dem man durch die Friedensstatue und die Geschichte der „Trostfrauen“ daran denken kann. Ich bin am Punkt, wo ich sage, dass die Friedensstatue nicht unbedingt nur etwas Historisches darstellt. Natürlich ist ihr Ursprung, die originale Idee dahinter, etwas Historisches, aber sie ist gegen sexualisierte Gewalt gegen Frauen im Allgemeinen, die auch heute noch überall auf der Welt stattfindet. Ich finde es nötig, dass sie in Berlin, aber auch generell im öffentlichen Raum steht. Das ist ein Vorbild für andere Communities in Deutschland, die Friedensstatue und die Aktivitäten um sie herum, wie der Kampf um sie, die Beantragung der Errichtung, die ganze Organisation, also dieser ganze Prozess. Die Friedensstatue hat auch viele Aspekte, einmal auf der feministischen Ebene, dann auf der kolonialen Ebene. Das sind alles Faktoren, die diese Statue irgendwie besonders machen. Sie ist ein Denk- und Mahnmal für Frauen, für migrantische Frauen und für die dekoloniale Bewegung. Deswegen können sich auch so viele damit identifizieren. Auch wenn die Friedensstatue nur ihre eigene Geschichte erzählt, hat sie doch viele Überschneidungen mit anderen Communities. Deswegen hat sie auch einen Mehrwert nicht nur für die asiatische Community, sondern auch für andere.

Ideal wäre für mich, wenn die Gesellschaft einfach offen wäre, zum Beispiel für die Friedensstatue, und wenn Interesse und Anerkennung für die Vergangenheit, für die Gegenwart und generell für die Ungerechtigkeit in der Welt bestehen würden. Es gibt globale Ungleichheiten

und Ungerechtigkeiten, dass Verbrechen in der Vergangenheit begangen wurden, dass auch heute noch Verbrechen von unterschiedlichsten Menschen begangen werden. Ich würde mir wünschen, dass Leute das anerkennen und ein Bewusstsein dafür haben. Vor allem die Politik kann uns dabei unterstützen, daran zu erinnern, darauf aufmerksam zu machen, das anzuerkennen und sich dabei von niemandem beeinflussen zu lassen. Wenn das der Fall wäre, würden wir uns eventuell wohler fühlen und hätten vielleicht ein einfacheres Leben und wahrscheinlich auch mehr Leichtigkeit. Anerkennung allein macht natürlich nicht alles wieder gut. Aber sie würde vieles besser machen.

Nûjîyan GÜNAÝ

**Mitbegründerin des Êzidischen Frauenrats Binevs e.V.
Vorsitzende des Dachverbandes der Êzidischen Frauenräte**

Ich komme aus dem Nordosten Kurdistans, dem von der Türkei besetzten Gebiet. Meiner Herkunft nach gehöre ich der ältesten Religion der Kurden an, dem Êzidentum. In meiner Kindheit sind meine Eltern aufgrund der bürgerkriegsähnlichen Zustände in der Türkei nach Deutschland gezogen, wo sie der politischen Verfolgung entkommen sind. Anfang der 1990er Jahre blieb ihnen nichts anderes übrig, als ihre Heimat zu verlassen. Nachdem ich nach Deutschland gekommen war, habe ich mit der Zeit die Unterschiede zwischen unserer kurdischen Sprache und dem Türkischen erkannt, das die Soldaten sprechen. Ich habe begriffen, dass wir ein eigenständiges Volk mit einer eigenen Sprache und in einem besetzten und in vier Teile geteilten Land namens Kurdistan sind. Mir wurde bewusst, dass wir in einer halbkolonialen Situation leben und ich verstand, warum Êzid*innen gezielt verfolgt werden.

Ich habe in Deutschland eine Ausbildung zur staatlich anerkannten Erzieherin absolviert. Seit vielen Jahren widme ich mich auch der Frauенarbeit, die ich von meiner Großmutter, meiner Mutter und meinen Tanten übernommen habe. In den 1990er Jahren habe ich als Kind kurdische Frauenvereine begleitet, ihre Aktivitäten beobachtet und gelernt, wie man Frauen koordiniert und êzidische Feiertage organisiert. Der Schwerpunkt lag nicht auf Politik, sondern auf sozialen Fragen. Als Mitglieder der Gemeinschaft im fremden Land haben wir den Zusammenhalt, den Austausch mit anderen Müttern und Frauen gesucht, um nicht allein zu sein. Êzidische Frauen sind seit Ende der 1980er oder Anfang der 1990er Jahre in Deutschland. Viele haben sich aber aus Misstrauen gegenüber dem System nicht in Vereinen registrieren lassen. Unsere Bemühungen, die ältere Generation zur Registrierung zu bewegen, erweisen sich aufgrund ihrer traumatischen Erfahrungen als



langwierig. Dennoch setzen wir uns seit 2013 für êzidische Frauen ein, organisieren und vernetzen uns unter dem Dachverband der Êzidischen Frauenräte e.V. in Deutschland.

In meiner Arbeit für den Êzidischen Frauenrat Binevs e.V. in Berlin und als Vorsitzende des Dachverbandes der Êzidischen Frauenräte e.V. beschäftige ich mich auch mit Aufklärungsarbeit und internen Angelegenheiten. Nach dem Genozid und Feminizid an den Ezid*innen durch den IS in Şengal im Nordirak habe ich die Notwendigkeit zu aktivem Handeln erkannt und dabei die Friedensstatue kennengelernt. Sie wurde mir während einer Sitzung von Vertreter*innen verschiedener Frauenorganisationen vorgestellt. Die Informationen über die „Trostfrauen“ haben mich schockiert. Durch die Zusammenarbeit mit dem Korea-Verband habe ich viel erfahren. Gemeinsam organisieren wir jedes Jahr im August die Aktionswoche, um an unsere wichtigen Gedenktage zu erinnern. Die Friedensstatue ist für mich ein Friedensangebot, ein Mahnmal und ein Andenken an die tapferen Frauen, die ihre schrecklichen Erlebnisse öffentlich gemacht haben. Ich bin zwar êzidische Kурdin, sehe mich aber auch als deutsche Staatsbürgerin, die ihre Kindheit und Jugend hier in Deutschland verbracht hat. Es hat lange gedauert, bis ich diese Wahrheit akzeptiert habe. Ich unterstütze den Korea-Verband und bin für die Friedensstatue. Deutschland sollte zu seinen Werten stehen, sich nicht erpressen lassen und Demokratie sowie Menschenrechte verteidigen. Die Entfernung der Friedensstatue wäre für mich eine Demütigung und ein Schlag gegen diese Grundprinzipien. Staaten müssen wie Individuen für ihre Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden. Die Friedensstatue erinnert daran, dass solche Verbrechen nicht vergessen werden dürfen, um eine lebendige Erinnerungskultur zu bewahren.

Nataly Jung-hwa HAN

Vorsitzende des Korea Verbandes
Mitglied der AG „Trostfrauen“
Leiterin des Museums der Trostfrauen

Ich war früher Wissenschaftlerin, habe auch viel gedolmetscht und bin Mutter von drei Kindern. Aber im Moment habe ich nicht mehr viel Zeit für andere Dinge, weil wir die Friedensstatue aufgestellt haben. Seitdem haben wir viel Stress, aber auch viel Erfolg. Ich konzentriere mich jetzt fast ausschließlich auf das Thema und unser Anliegen der „Trostfrauen“-Bewegung.

Im Studium habe ich mich schon mit Feminismus und Frauenbewegungen in Deutschland und Südkorea beschäftigt. Das Thema von meiner Magisterarbeit waren die Sexarbeiter*innen für US-Soldaten, die in Südkorea stationiert waren und sind, die sogenannten „Westprinzessinnen“, und ich habe eine Literaturanalyse gemacht, wie diese Frauen seit dem Koreakrieg in den 1950er Jahren bis in die 1980er Jahre dargestellt wurden. Dabei stellte ich fest, dass die „Westprinzessinnen“ stereotypisiert wurden, um die ungleichen Machtverhältnisse zwischen den USA und Südkorea darzustellen, und dass die schwarzen GIs als Mörder und Vergewaltiger dargestellt wurden, während die weißen GIs eher im Hintergrund standen oder die Guten verkörperten. Dadurch entdeckte ich, dass es in Südkorea einen Rassismus gegenüber schwarzen GIs mit dunkler Hautfarbe gab.

Ich habe die 68er-Bewegung nicht direkt miterlebt, sondern erst die 80er-Bewegung. Da war ich schon in Deutschland und kannte die koreanische Frauenbewegung nur aus Büchern. Aber natürlich gab es auch damals schon einen gegenseitigen Austausch zwischen Deutschland und Südkorea. In den 1980er Jahren war die Emanzipationsbewegung in Deutschland schon vorbei und vieles war institutionalisiert. Aber wir hatten noch einiges zu kämpfen. Für mich war das sehr wichtig, weil



ich ziemlich zu Beginn meines Studiums mein erstes Kind bekommen hatte und das Studium mit der Familie gleichzeitig vereinbaren musste. Dafür habe ich mit anderen Frauen viel gekämpft. Ich war in einer Partnerschaft, aber in Deutschland, vor allem in Süddeutschland, war die Politik so, dass Frauen die ersten drei Jahre nach der Geburt vom Kind zu Hause bleiben sollten. Es gab auch kaum Kinderbetreuung und keine richtige Förderung. Entscheidend war, dass ich nach Berlin gezogen bin. Das war 1987, als die Mauer noch stand, und die Stimmung war ganz anders als im Süden. Es gab Kinderläden und mehr Unterstützung. Wir wollten ein Leben mit Kind, Studium und Beruf. Durch die Beteiligung im Kinderladen, der von den Eltern selbstorganisiert und selbstbestimmt war, habe ich viel gelernt und mich politisch geprägt.

Vor 1991 waren „Trostfrauen“ noch nicht bekannt. Bevor Frau KIM Hak-sun 1991 im Fernsehen darüber aussagte, dass sie eine „Trostfrau“ gewesen war, wurde das Thema zum ersten Mal 1989 im Korean Council („The Korean Council for the Women Drafted for Military Sexual Slavery by Japan“ damals, „The Korean Council for Justice and Remembrance for the Issues of Military Sexual Slavery by Japan“ heute) angesprochen. Ich habe auch davon gehört und da habe ich mich daran erinnert, dass meine Großmutter eines Nachmittags, als ich ganz klein war, vielleicht sechs Jahre alt und noch nicht in der Schule, den Nachbarinnen von den japanischen Soldaten erzählt hat, die koreanische Frauen mitgenommen hatten. Da spürte ich eine große Angst in ihrer Stimme. Sie veränderte plötzlich ihre Stimme, wurde ganz leise und erzählte davon. Ich habe damals gar nicht verstanden, worum es ging. Aber ich dachte intuitiv, dass es mit Frauen zu tun haben muss und dass es ganz schlimm gewesen sein muss. Als ich dann 1989 von dieser Geschichte

gehört hatte, setzte sich alles wie ein Puzzle in meiner Erinnerung zusammen, und ich habe verstanden, dass meine Großmutter wusste, was mit den „Trostfrauen“ geschah. Ich erinnere mich auch daran, dass sie immer Angst hatte, wenn ich allein unterwegs war. Ich dachte, dass ich immer vorsichtig sein muss, denn mit Mädchen kann immer etwas passieren. Diese ganze Erfahrung hat mich geprägt. Im Prinzip haben wir alle in Südkorea gespürt, dass „Trostfrauen“ existierten. Aber niemand hat darüber geredet und es wurde kollektiv geschwiegen, weil man damals kaum öffentlich über Sexualität gesprochen hat. Prostitution galt als etwas sehr Schlimmes, und vor allem die Sexarbeiter*innen für die US-GIs, die ausländischen Soldaten, waren die schlimmsten. Wir sind als Mädchen immer sehr stark angehalten, dass wir Jungfrau sein müssen, weil man sonst nicht heiraten kann. Sexualität galt als schmutzig und war stark tabuisiert.

Als ich nach Deutschland kam, gab es ein einschneidendes Ereignis. Ich war gerade eine von denen, die sich als Aktivistin gegen die Stigmatisierung von Prostituierten einsetzen. Ende der 1970er Jahre fiel ein Gerichtsurteil, dass eine Prostituierte nicht vergewaltigt werden darf. Daraufhin entstand die „Huren“-Bewegung. Dieser selbstbewusste Auftritt einer Sexarbeiterin im Fernsehen hat mich sehr überrascht. Etwa zehn Jahre danach habe ich in der südkoreanischen Tageszeitung ein Foto von Sexarbeiterinnen für das US-Militär entdeckt und war sehr überrascht darüber, dass sie in der Öffentlichkeit präsent waren. Da dachte ich, dass sich in der südkoreanischen Gesellschaft viel verändert haben muss, sodass sich die Prostituierten öffentlich zeigen können. Ich wollte diese Frauen unbedingt kennenlernen. So habe ich mich um ein Stipendium beworben und 1991 eine Forschungsreise dorthin gemacht.

Natürlich war die Wirkung sehr stark, als Frau KIM Hak-sun das Schweigen gebrochen hat. Seitdem gibt es einen sehr langen Kampf. Zur 1000. Mittwochsdemonstration für die Lösung der „Trostfrauen“-Frage wurde 2011 die erste Friedensstatue vor der japanischen Botschaft in Seoul aufgestellt. In dieser langen Bewegung hatte man manchmal das Gefühl, was es bringt, Unterschriften zu sammeln, zu demonstrieren, nicht aufzugeben und immer wieder etwas zu tun. Aber ich habe bemerkt, als die Friedensstatue 2020 auch in Berlin-Moabit aufgestellt wurde, dass alles, was wir in den letzten 30 Jahren gemacht haben, nicht umsonst war. Manchmal war es sehr anstrengend, weil man das Ergebnis nicht sofort sehen konnte. Aber ich habe immer gesagt, wenn wir jetzt nichts tun, auch wenn wir keinen Erfolg haben, dann wird die Geschichte in Vergessenheit geraten. Deshalb ist es wichtig, immer in kleinen Schritten etwas zu tun. Irgendwann kommt dann ein großes Ereignis, das nicht von heute auf morgen passieren kann.

Ich denke, dass die Friedensstatue zu einem sehr guten Zeitpunkt in Berlin aufgestellt wurde, weil es da die Black Lives Matter-Bewegung gab und Kolonialismus ein sehr wichtiges Thema wurde. Ich hatte das Gefühl, dass es viel mehr Menschen gibt, die dafür Verständnis haben. Wir sind jetzt viel besser vernetzt als vorher mit der afrikanischen Diaspora, den Sinti- und Roma-Bewegungen und anderen asiatischen Communities gegen antisemitischen Rassismus durch Corona. Heute war ich auch bei den Alevit*innen in der Dersim Kulturgemeinde e.V., die auch für die Aufstellung eines Denkmals kämpfen. Einerseits gibt es immer noch viele Menschen, die der Friedensstatue skeptisch gegenüber sind, aber andererseits habe ich viel mehr Solidarität erfahren als vorher. Ich habe jetzt das Gefühl, dass wir in die Mitte der Gesellschaft gerückt sind, denn früher war das „Trostfrauen“-Problem keine deut-

sche Angelegenheit. Jetzt ist die Statue mit dem Symbol für „Trostfrau-en“ ein deutsches Thema geworden und ich habe seitdem viel gelernt. Ich selbst habe früher gedacht, weil ich aus Südkorea komme, dass es bei unserem Anliegen nur um koreanische, japanische oder asiatische Geschichte geht. Aber in letzter Zeit habe ich die Einsicht gewonnen, dass Menschen nicht nur mit ihren Körpern, sondern auch mit ihren Erinnerungen einwandern.

Die japanischen und koreanischen Frauen haben in den letzten 30 Jahren gemeinsam so viel Aufklärungsarbeit in Deutschland geleistet. Ich wurde in mehr als 25 Städte eingeladen und habe Vorträge zu diesem Thema gehalten. Es ist nun wichtig, dass all unsere Aufklärungsarbeit über die sexualisierte Gewalt in Deutschland stattgefunden hat und dass unsere Arbeit von der deutschen Gesellschaft anerkannt wird.

Die Geschichte der „Trostfrauen“ gehört nicht nur zu Asien, sondern auch zu Deutschland. Wenn wir eine offene Gesellschaft haben wollen, müssen die Politiker*innen, die das sagen, dass Migrierte sich integrieren sollen, auch unsere Geschichte, unsere Erinnerung und unsere Arbeit als einen Teil der deutschen Geschichte anerkennen. Und für diese Anerkennung muss man kämpfen. Aber eigentlich mag ich das Wort „Anerkennung“ nicht, weil hier das Konzept der Gleichheit fehlt. Wer darf wen anerkennen? Von wem wollen wir Anerkennung? Erkennt die Mehrheitsgesellschaft uns an? An dieser Stelle sollten wir darüber nachdenken, was der Begriff Respekt genau bedeutet und wie ein respektvoller Umgang mit Menschen aussehen sollte. Die Friedensstatue lehrt uns, was Frieden, Respekt, Achtsamkeit und Mitgefühl bedeuten. Ich finde ihre Rolle grandios. Ich hätte nie gedacht, dass sie so viel bewirken kann. Sie wird von vielen geliebt und verbreitet Liebe.

Am Anfang war die Friedensstatue nicht ganz mein Kunstgeschmack und ich fand sie ein bisschen kitschig. Aber ich habe auch darüber nachgedacht, was diese Kunst mit einem machen kann und warum sie eine so große Wirkung auf andere Menschen hat. Die erste Friedensstatue wurde 20 Jahre nach der Aussage von Frau KIM Hak-sun, der ersten Zeitzeugin, aufgestellt. In dieser Statue sind alle Narrative und Erzählungen von den ehemaligen „Trostfrauen“ enthalten. Das Künstlerpaar KIM Eun-sung und KIM Seo-kyung, das die Statue geschaffen hat, hat bewusst oder unbewusst all diese Geschichten darin aufgenommen und aufgebaut. Das spürt man auch. Ich bin jedes Mal sehr überrascht, dass dieses Kunstwerk für jeden zugänglich ist und jeden anspricht. Ob jung oder alt, Mann oder Frau, hochgebildet oder nicht. Ich habe wirklich die Kraft der Kunst kennengelernt und habe großen Respekt vor dem Künstlerpaar. Oft kann Kunst etwas vermitteln, was man mit Worten nicht ausdrücken kann. Wir haben schon versucht, alles mit Worten zu beschreiben, aber es gibt Grenzen, die wir nicht überschreiten können. Aber Kunst kann es irgendwie. Deshalb ist es für mich wichtig, im Museum der Trostfrauen alles mit Kunst zu verbinden. Wir haben vorher viel darüber nachgedacht, was dieses Verbrechen ist. Dann haben wir festgestellt, dass wir keine Worte dafür finden. Es ist ein ganz schreckliches Verbrechen und wir können nur verschiedene Stimmen der Opfer darstellen. Im Museum kann jeder Betroffene seine eigenen Erfahrungen ausdrücken und jeder Besucher kann den Betroffenen zuhören. Diese vielen Stimmen erzählen, was geschehen ist und welche schrecklichen Erfahrungen die betroffenen Frauen gemacht haben. Und um das zu vermitteln, ist Kunst sehr wichtig.

Manchmal denke ich, das ist Wahnsinn. Da sitzt diese Friedensstatue auf der Straße, nicht groß, aber auch nicht zu klein, und erinnert jeden,

der vorbeikommt, an die sexuelle Vergewaltigung, die wir immer verdrängen. Sie ist sichtbar, ohne Gewalt darzustellen, ohne dramatisch etwas zu zeigen. Aber es ist trotzdem dramatisch, dass sie da sitzt. Ich bin selbst fasziniert und mache manchmal sogar Witze: „Ich hätte mir vorher nicht vorstellen können, dass sie auf der Straße sitzt und jeden Tag von sexualisierter Gewalt erzählt.“ Unsere Gesellschaft ist nach wie vor von sexualisierter Gewalt gegen Frauen geprägt. Jeden zweiten Tag wird in Deutschland eine Frau umgebracht, oft auch aus Eifersucht oder wegen angeblicher Ehedramen. Heute, im 21. Jahrhundert, haben wir noch nicht viel verändert. Deshalb glaube ich, dass die Friedensstatue in dieser Zeit nach Berlin gekommen ist, dass sie dort an der Ecke Birkenstraße/Bremer Straße sitzt und ganz unscheinbar davon erzählt und davor mahnt. Das ist ganz wichtig, dass dieses Bewusstsein jetzt hier gekommen ist.

Mein Traum wäre, dass die Bundesregierung nicht Japan auffordert, die Geschichte der sexualisierten Gewalt aufzuarbeiten, sondern dass sie der japanischen Regierung und anderen Regierungen eine gemeinsame Aufarbeitung vorschlägt, denn in Europa ist die Geschichte der Wehrmachtsbordells, der KZ-Bordells und auch der Vergewaltigungen deutscher Frauen durch die Alliierten überhaupt noch nicht aufgearbeitet. Dabei müsste die Bundesregierung die Betroffenen und ihre Angehörigen befragen, was die deutschen Soldaten getan haben. Erst dann würde die japanische Regierung auf das Angebot reagieren, denn wenn man es nur fordert, funktioniert es auch nicht. Ich finde unsere aktuelle Situation sehr frustrierend. Obwohl wir so viel erreicht haben, nützt uns das nichts. Deswegen hoffe ich, dass wir in den nächsten Monaten gute Politiker*innen finden, die sich das Thema genauer anschauen, Strategien entwickeln können und nicht sagen,

dass das Verbrechen im Zweiten Weltkrieg nicht mehr aufgearbeitet werden kann, weil es verjährt ist. Die Vergangenheit muss jetzt sehr gut aufgearbeitet werden.

In einer idealen Gesellschaft sollten Menschen, die am Rande leben, die marginalisiert werden, viel mehr respektiert werden, und ihre Stimmen sollen sichtbar und hörbar sein. Unabhängig davon, was sie tun oder welche Hautfarbe sie haben. Es ist wahrscheinlich schwierig, dieses Ideal zu verwirklichen. Ich denke, die Gesellschaft ist manchmal frustrierend, aber es gibt dort immer positive und negative Seiten. Wenn man über ihre Geschichte nachdenkt, hat sie sich schon ein bisschen zum Positiven verändert.

Nammyoung HONG

Ehemalige Praktikantin beim Korea-Verband

Ich bin Masterstudentin an der Technischen Universität Berlin und schreibe meine Masterarbeit über die Beschützer*innen der Friedensstatue in Berlin-Moabit. Außerdem arbeite ich als Korrespondentin für die Stadtpolitik in Berlin und recherchiere seit kurzem für meinen Vortrag über industrielles Welterbe und Zwangsarbeit beim Symposium des International Centre for the Interpretation and Presentation of World Heritage Sites. Ich bin in Seoul geboren und aufgewachsen, und lebe seit 2017 in Berlin. Damals bin ich hierher gekommen, um mehr über die Hausbesetzerbewegung und Gentrifizierung in Berlin zu erforschen.

Als ich in Südkorea gelebt habe, wurde viel über die Schwierigkeiten der Unterprivilegierten gesprochen, zum Beispiel der Diskurs mit dem Begriff „Hell-Joseon“ [Hölle-Korea], der die schwierige Situation der koreanischen Gesellschaft beschreibt. Aus diesem Grund interessiere ich mich seit meiner Zeit in Südkorea für die Marginalisierung von Menschen. Ich habe zur Gentrifizierung in Seoul geforscht und mich an zivilgesellschaftlichen Aktivitäten gegen den Abriss von Gebäuden und die Vertreibung von Menschen beteiligt. Das Fachgebiet meiner Lieblingsprofessorin während meines Bachelorstudiums war Ästhetik, und die anderen Professoren, bei denen ich die meisten Kurse belegt habe, hatten bei Judith Butler studiert, der renommierten US-amerikanischen Philosophin. Deshalb habe ich mich damals sehr für Feminismus interessiert und meine Bachelorarbeit über feministische Videokunst geschrieben. Man könnte sagen, dass ich jetzt Studentin, Journalistin und unabhängige Forscherin bin, die über politische Themen schreibt, vor allem über Solidarität mit den Unterdrückten und das Gedenken an die Opfer der Geschichte.



Als Kind habe ich in den Medien von „Trostfrauen“ gehört und wusste, dass es dieses Problem gibt. Während meines Bachelorstudiums haben meine Kommilitonen die „Friedensschmetterlingsaktion“ für die richtige Lösung des „Trostfrauen“-Problems gehalten, als die damalige Präsidentin Park Geun-hye, Tochter vom Diktator Park Chung-hee, und ihre Regierung ungerechterweise der japanischen Regierung im „Abkommen zwischen Japan und Südkorea über ‚Trostfrauen‘“ zugestimmt haben. Obwohl ich damals die politische Reaktion auf das Problem der „Trostfrauen“ für ungerecht gehalten habe, habe ich mich nicht an der Aktion beteiligt, weil ich die Situation um die Friedensstatue in Frage gestellt habe.

In meiner Masterarbeit an der TU Berlin habe ich auch geschrieben, dass die Friedensstatue oft mit koreanischem Nationalismus in Verbindung gebracht wird, weil die südkoreanische Nationalflagge daneben aufgestellt ist. Erst als ich nach Deutschland gekommen bin und eine Demonstration gegen die Entfernung der Friedensstatue in Berlin-Moabit erlebt habe, habe ich begonnen, mich mit diesem Thema zu beschäftigen. Als ich sie zum ersten Mal gesehen habe, war mir sofort klar, dass sie für soziale Themen in Deutschland relevant ist. Ich dachte, dass sie gegen den Rassismus stehen könnte, der hier weit verbreitet ist, besonders gegen Asiatinnen und Asiaten während der Coronavirus-Pandemie, und gegen Sexismus und Gewalt, die ich auch als asiatische Frau erlebe. Ich wusste, dass ich etwas gegen diesen Rassismus tun muss, indem ich akademische Forschung betreibe. Dann habe ich die Menschen kennengelernt, die aktiv an der Friedensstatue und an diesem Thema arbeiteten. Das hat mein Leben geändert. Viele Asiatinnen und Asiaten in Deutschland, vor allem Frauen, engagieren sich politisch und spielen natürlich auch in der gesamten Kulturszene eine

bedeutende Rolle. Zum Beispiel waren die älteren Frauen aus Südkorea und Japan von der 68er-Bewegung betroffen und sind heute noch politisch aktiv. Im Gegensatz zu ihnen fanden welche, die ich in diesen Ländern getroffen habe, es schwierig, mit mir über politische Aktivitäten ein Gespräch zu kommen. Die asiatischen Frauen in Deutschland sind anders als die Frauen in ihren Heimatländern, die nicht aktiv sind. Ich lerne viel von ihnen, kann mehr für sie tun und kann mich mehr mit meinem Forschungsthema beschäftigen. Indem ich mich unter sie mische, fühle ich mich dieser Gesellschaft zugehörig und ich kann hier als Asiatin sozial leben. Als ich in Südkorea war, mochte ich die Friedensstatue nicht so sehr. Aber die Statue in Deutschland bekommt eine breitere Bedeutung, eine Erweiterung des Themas wie Erinnerungskultur von Menschen mit Migrationshintergrund und allgemeine sexualisierte Gewalt in Kriegszeiten auf der ganzen Welt. Natürlich stimmt es auch, dass die Friedensstatue ein Sammelpunkt für die koreanische Gemeinschaft außerhalb Südkoreas ist, und dass hier eine andere Form des Nationalismus am Werk sein kann. Aber ich halte die Bedeutung der Friedensstatue, die noch erweitert werden kann und die noch nicht endgültig geklärt ist, für sehr wichtig.

Ich habe gehört, dass sich in einer Stadt in den USA, wo es auch eine Friedensstatue gibt, sehr viele koreanische, aber auch japanische, chinesische und sogar armenische Migrant*innen dafür einsetzen, indem sie Lobbyarbeit betreiben, Geld sammeln und spenden. Normalerweise sind sie nicht aktiv in politischen Fragen über Asien. Ich glaube, dass sie ihre Identitätsfrage durch die Kolonialgeschichte und die Friedensstatue lösen wollen, die von außerhalb der USA kommen. Es gibt in US-amerikanischen Geschichtsbüchern gar keine oder nur sehr wenig asiatische Geschichte. Aber die Friedensstatue stellt vor allem

die Geschichte und die Beziehungen zwischen Japan und den anderen betroffenen asiatischen Ländern dar. Daher wird sie manchmal als ein kleiner Hinweis auf ihre Identität gesehen und ist ein kleines Symbol für die Menschen mit Migrationshintergrund. Sie sind US-Amerikaner*innen, die in den USA geboren und aufgewachsen sind, aber trotzdem wollen sie auch Migrant*innen bleiben. Ich finde das „ironisch“ und muss zugeben, dass das ein Aspekt ethnischer Identität sein kann. Als Minderheiten brauchen sie einen Hinweis auf ihre Identität in der Gesellschaft.

Mein Ideal ist eine Gesellschaft, in der Minderheiten und andere marginalisierte Menschen ohne Probleme leben können. Es wäre wunderbar, wenn sie problemlos leben und sich Gehör verschaffen könnten, ohne Diskriminierung und Gewalt ausgesetzt zu sein.

Jin-hyang KIM-MOECK

Mitglied der koreanischen Frauengruppe in Deutschland
Mitglied des Korean Women's International Network
Mitbegründerin der AG „Trostfrauen“ des Korea-Verbandes

Ich heiße Jin-hyang KIM-MOECK. Ich bin im Oktober 1966 als Krankenschwester nach Deutschland gekommen. Es war das erste Mal, dass die BRD koreanische Krankenschwestern angeworben hat.

Wir waren sieben Geschwister, fünf Jungen und zwei Mädchen. Wir haben in einer kleinen Stadt in Südkorea gelebt. Aber ich würde sagen, dass wir wohlhabend waren, weil mein Vater viel Land besessen hat. Nach der Mittelschule habe ich mich für die Krankenschwesternschule (Krankenpflegeschule) beworben, weil ich einfach sehen wollte, ob ich die Aufnahmeprüfung schaffe. Dann habe ich die Prüfung bestanden, bin zur Schule gegangen und habe meinen Abschluss gemacht, obwohl ich vorher nie an diesen Beruf gedacht hatte. Während meiner Schulzeit habe ich immer davon geträumt, nach Europa zu reisen. Als Katholikin wollte ich nach Rom und Paris reisen und auch die Kathedrale Notre-Dame besuchen. Aber damals war Südkorea sehr arm, und wir hatten keine Gelegenheit, ins Ausland zu reisen. Dann bin ich Krankenschwester geworden und nach Deutschland gekommen. Eigentlich wollte ich nach drei Jahren nach Südkorea zurückkehren. Aber in der Zwischenzeit habe ich einen deutschen Mann kennengelernt, ihn geheiratet und zwei Kinder bekommen, beides Jungen.

Am Anfang war mein Leben in Deutschland sehr schwierig, weil ich großes Heimweh hatte und die deutsche Sprache schwer fand. Aber das war ein Glück für mich, dass es damals mehrere koreanische Krankenschwestern in Berlin gab. Über eine Freundin konnte ich eine koreanische Gemeinschaft finden und wir haben uns einmal im Monat getroffen, gemeinsam Bücher gelesen und auch über die Politik in Südkorea, die damals eine Militärdiktatur war, und über die Wieder-



vereinigung von Nord- und Südkorea diskutiert. Dann haben wir 1976 die koreanische Frauengruppe in Deutschland gegründet, in der ich politisch sehr aktiv war. Das hat mir gut geholfen, dass ich mich dort regelmäßig mit anderen Koreaner*innen getroffen habe, weil ich nach meiner Heirat auch immer Heimweh hatte und mein Leben schwer war. Ich habe meine Eltern, meine Familie und meine Heimat sehr geliebt. Für meine Mutter war es auch schwierig, dass ihre Tochter weit weg von Südkorea in Deutschland lebt. Es war eine schlimme Zeit, wenn ich jetzt darüber nachdenke.

Am 15. August 1992 (Nationaler Tag der Befreiung Koreas von der japanischen Kolonialherrschaft) habe ich am Friedensmarsch für die Wiedervereinigung von Nord- und Südkorea in der nordkoreanischen Hauptstadt Pjöngjang teilgenommen. Dort habe ich zum ersten Mal in meinem Leben vier ehemalige koreanische „Trostfrauen“ getroffen. Sie haben uns von ihren schrecklichen Erlebnissen erzählt, geweint und waren wütend darüber, wie sie von japanischen Soldaten verschleppt und sexuell missbraucht worden waren. Zuerst dachte ich, dass das nicht wahr sei und dass es so etwas nicht gegeben hat. Aber eine der ehemaligen „Trostfrauen“, Frau Lee, hat uns erzählt, dass ein japanischer Soldat sie mit einem Messer am Oberschenkel verletzt hatte, als er zu ihr gekommen war und sie vergewaltigen wollte, aber sie sich geweigert und gewehrt hatte. Dann hat sie uns diese Wunde gezeigt und geweint. Das war wirklich ein Schock für mich, weil ich mir so etwas nie vorstellen konnte. Ich bin zu ihnen auf die Bühne gegangen, habe ihre Hände genommen und gesagt: „Ihr habt von euren Erfahrungen erzählt und geweint. Wir werden eure Traurigkeit und eure schreckliche Vergangenheit bekanntmachen. Ich werde mich dafür einsetzen,

dass so etwas nie wieder passiert. Ich erzähle alles, wenn ich wieder in Deutschland bin, dass es so eine schreckliche Vergangenheit gab.“ Seitdem versuche ich, diese Geschichte aufzuarbeiten und arbeite mit dem Korea Council („The Korean Council for the Women Drafted for Military Sexual Slavery by Japan“ damals, „The Korean Council for Justice and Remembrance for the Issues of Military Sexual Slavery by Japan“ heute) in Seoul zusammen. Wenn ich in Südkorea Urlaub gemacht habe, habe ich mich immer mit Frau YOON Mee-hyang, der damaligen Vorsitzenden, getroffen und an der Mittwochs-demonstration vor der japanischen Botschaft in Seoul teilgenommen. Der Korea-Verband hat auch immer wieder ehemalige „Trostfrauen“ aus Südkorea eingeladen und mit ihnen deutsche Städte besucht. Dort haben sie von ihrer Vergangenheit erzählt, von der schrecklichen Vergangenheit, die sich nie wiederholen darf. Fast 30 Jahre sind vergangen, seit ich 1992 zum ersten Mal von den „Trostfrauen“ gehört habe. An Einzelheiten kann ich mich auch nicht mehr erinnern. Aber damals, als ich die ehemaligen „Trostfrauen“ zum ersten Mal gesehen habe, habe ich ihnen versprochen, dass ich versuchen werde, ihre Würde wiederzufinden und wiederzuerlangen.

Ich bin sehr traurig. Obwohl die ehemaligen „Trostfrauen“ fast 30 Jahre lang für ihre Würde gekämpft haben, hat sich die japanische Regierung nicht juristisch entschuldigt. Sie sagt jetzt nur, dass sie freiwillig „Trostfrauen“ geworden seien und Geld verdient haben, was ihre Würde verletzt. Viele von ihnen sind bereits gestorben und die wenigen Überlebenden liegen jetzt im Krankenhaus. Keine von ihnen kann mehr für sich selbst kämpfen. Nur die Organisationen, die sich für sie eingesetzt haben, z.B. der Korea Council oder die AG „Trostfrauen“ vom Korea-Verband, sind noch aktiv. Ich bin so traurig, weil wir, die Aktivist*innen,

die japanische Regierung wahrscheinlich nicht zu einer Entschuldigung zwingen können, um ihre Würde wiederzuerlangen, bevor sie alle sterben. In meinem Leben habe ich viele ehemalige „Trostfrauen“ getroffen. Wenn sie nach Deutschland eingeladen wurden, haben einige von ihnen bei uns übernachtet, weil der Korea Council damals finanzielle Schwierigkeiten hatte. Das war eine schwierige Zeit für uns. Ich bin sehr traurig darüber, dass sie trotz unserer Bemühungen immer noch keine angemessene Entschuldigung oder Entschädigung von der japanischen Regierung bekommen haben.

Diese Tragödie darf sich nie wiederholen. Aber viele Frauen werden auch heute noch im Krieg missbraucht und vergewaltigt. Wir können nie mit unserer Arbeit aufhören. Die Errichtung von der Friedensstatue ist natürlich unsere gute Arbeit. Aber ich bin immer noch traurig, wenn ich mich an die vier ehemaligen „Trostfrauen“ erinnere, die ich in Pjöngjang getroffen habe, und wenn ich daran denke, dass so etwas heute immer noch passiert. Ich finde es sehr wichtig, dass man dagegen international zusammenarbeitet. Frauen müssen zusammenarbeiten, damit keiner mehr im Krieg missbraucht wird. Aber leider passiert das immer wieder und wird auch weiterhin passieren. Ich frage mich, ob unser Denkmal, die Friedensstatue, schon alles für unser Ziel getan hat und ob wir damit zufrieden sind. Sie steht an der Ecke Birkenstraße/Bremer Straße und wir demonstrieren jeden Mittwoch dort. Aber warum können wir die japanische Regierung nicht dazu zwingen, sich endlich für ihre Vergangenheit zu entschuldigen? Warum ist uns das bisher nicht gelungen? Natürlich denken wir an die Friedensstatue. Wenn ich an sie denke, denke ich an die vier ehemaligen „Trostfrauen“. Ich will etwas tun, um die japanische Regierung zu einer Entschuldigung zu bewegen, weil ich ihre Hände genommen und ihnen das

versprochen habe. Seitdem bin ich bis heute aktiv und arbeite auch mit anderen Frauen zusammen, damit alle ehemaligen „Trostfrauen“ ihre Würde zurückbekommen und so etwas nie wieder passiert. Aber was ist mit den Fällen in Ruanda oder Jugoslawien, wo Frauen auch in den 1990er Jahren im Krieg vergewaltigt wurden? Wie können Frauen zusammenhalten, damit so etwas nicht wieder passiert? Frauenpolitik muss stärker werden, damit so etwas nie wieder passiert. Solange das nicht der Fall ist, werde ich aktiv bleiben.

Dorothea MLADENOVA

**Wissenschaftliche Mitarbeiterin
für Japanologie an der Universität Leipzig**

Ich lebe seit 2004 in Leipzig. Davor habe ich zwölf Jahre lang für meine Schulzeit in Chemnitz gelebt. An der Universität Leipzig habe ich Japanologie studiert und promoviert. Ich hatte das Glück, dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin weiter bleiben zu können, Lehre und Forschung zu betreiben. Das ist der Zusammenhang, in dem mir die „Trostfrauen“-Problematik begegnet ist.

Nach Chemnitz bin ich 1992 mit meinen Eltern aus Bulgarien gezogen. 1991, nach der Wende, haben sie die Entscheidung getroffen, nach Deutschland zu ziehen. Ich habe mich auch mit den Hintergründen beschäftigt, warum sie nach Deutschland gekommen sind, weil ich das gerne selbst wissen wollte. Natürlich hat man eine individuelle Familiengeschichte, die man so in der Familie hört, aber wenn man sich mit der allgemeinen Geschichte beschäftigt, stellt man fest, dass man auch ein Teil von einer Bewegung oder von größeren, strukturellen historischen Ereignissen sein kann. Ich habe dann herausgefunden, dass nach offiziellen Zahlen 250.000 Menschen zwischen 1990 und 1992 aus Bulgarien ausgewandert sind, viele davon nach Deutschland, nach Österreich und in andere Länder in Westeuropa. Damals, vor der Wende, gab es neun Millionen Einwohner in Bulgarien und heute gibt es unter sieben Millionen. Bulgarien ist wirklich ein Land, das sehr stark mit Emigration zu kämpfen hat. Viele Leute, gerade die, die wirklich gut ausgebildet sind, gehen weg, weil sie im Ausland bessere Chancen haben. Das ist auch meine Familiengeschichte, dass wir ein Teil der großen Bewegung und der vielen Auswanderer*innen sind.

Ich habe mir schon oft in meinem Leben die Frage gestellt, wer ich bin. Als ich nach Deutschland gekommen bin, war ich sechs Jahre alt. Ich



kam noch für ein paar Monate in den Kindergarten, da hab ich nichts verstanden. Ich konnte da noch kein Deutsch und habe dort auch nicht so viel gelernt. Ich hatte dann das Glück, dass ich ein paar nette ältere Nachbarn hatte, die ich „meine deutschen Großeltern“ nenne, mit ihnen habe ich dann Deutsch gelernt. Dann bin ich direkt eingeschult worden und da konnte ich auch noch nicht so richtig Deutsch, aber innerhalb von zwei Jahren habe ich es so gut gelernt, dass ich dann auch keinen Akzent mehr hatte und fließend sprechen konnte. Mir gelang dadurch das „Passing“ [Durchgehen] als Deutsche. Das Wort kommt aus dem LGBT-Bereich und ich finde es sehr praktisch, um das zu beschreiben. Als Kind war es mir immer wichtig, dass es nicht auffällt, dass ich Ausländerin bin. Das kann man jetzt aus der Retrospektive natürlich sehr problematisch betrachten. Aber man merkt schon, wenn man weiß ist und so aussieht wie die „Biodeutschen“, wenn man dann auch noch sehr fließend und akzentfrei spricht, dass man Teil der Mehrheitsgesellschaft werden kann. Wobei ich diese Kategorien „Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten“ erst viel später kennengelernt habe. Ich würde sagen, dass ich schon Teil der Mehrheit bin. Für mich war damals eher die Frage, ob ich eher Deutsche oder Bulgarin bin. Die Frage wurde mir auch oft gestellt, vor allem von älteren Bulgarinnen und Bulgaren. Sie haben immer versucht, meine Identität auf die Nationalität zu reduzieren. Sie haben mir auch das Gefühl gegeben, dass es negativ ist, wenn man seine Wurzeln vergisst und sich nicht als Bulgarin, sondern als Deutsche identifiziert. Ich habe dann immer geantwortet: „Ich bin Deutsch-Bulgarin oder Deutsche mit bulgarischen Wurzeln.“ Trotzdem war es mir wichtig, mehr über Bulgarien zu lernen, weil ich sechs Jahre alt war, als ich nach Deutschland gekommen bin. Deswegen habe ich während meines Studiums Bulgaristik als Nebenfach belegt. Da habe ich auch gesehen, dass viele Leute mit Migrationshintergrund

wie ich, die mehr über ihre Wurzeln wissen wollten, da waren, also nicht nur in Bulgaristik, sondern auch im Serbokroatisch-Kurs zum Beispiel. Da habe ich mich erst so richtig mit der bulgarischen Geschichte auseinandergesetzt.

Früher habe ich es als Kompliment empfunden, wenn mir jemand gesagt hat: „Ach so, es fällt gar nicht auf, dass Sie aus Bulgarien kommen oder einen anderen Hintergrund haben!“ Aber inzwischen ärgert mich das manchmal. Wenn ich es ihnen nicht explizit sage, dass ich einen Migrationshintergrund habe, kommen die Leute nicht von selbst drauf. Es gibt auch keine Anzeichen dafür, außer wenn ich etwas über Bulgarien erzähle, oder wenn meine Eltern mich anrufen und ich Bulgarisch spreche, dann sind die Leute auf einmal ganz überrascht. Sie meinen es vielleicht nicht böse, aber am Ende kommt es für mich negativ rüber, wenn sie dann sagen: „So ist es ja auch gut! Besser als –“ Sie meinen, dass ich besser als die „schlechten Ausländer“ sei. Man wird dann in eine Hierarchie gesteckt: Die guten, vorzeigbaren Ausländer, die sich integrieren und anpassen, denen man gar nicht anmerkt, dass sie aus dem Ausland kommen – ich diene denen dann nur als Negativfolie, um sich eigentlich über die „schlechten Ausländer“ aufregen zu können.

Ich habe es überhaupt nicht mitbekommen, dass die erste Friedensstatue 2011 in Seoul aufgestellt wurde. Ich hatte zu Beginn meines Studiums, Mitte der 2000er Jahre, von den „Trostfrauen“ gehört und alles darüber gelernt. Damals gab es auch in Japan einen nationalistischen und patriarchalischen Backlash in der Gesellschaft und in den Geschichtsschulbüchern. Für mich war damit die Geschichte der „Trostfrauen“ geklärt, insofern als ich gelernt hatte, dass es diejenigen gibt,

die eine Entschädigung, eine Entschuldigung und die Aufnahme dieser Geschichte in den Geschichtsunterricht fordern, und dass es diejenigen gibt, die sich für eine patriotische Geschichtserziehung einsetzen und damit teilweise Erfolg haben. Damit war für mich dieses Thema erstmal abgehakt. Ich dachte, ich habe verstanden, was die Parteien sind, und mir war nicht bewusst, dass dieser Konflikt immer weitergeführt wird. Wir haben uns in der Japanologie an der Universität Leipzig immer wieder mit Geschichtsrevisionismus in Ostasien auseinandergesetzt. Dabei ging es nicht nur um die „Trostfrauen“-Problematik, sondern auch um viele andere Themen, zum Beispiel das Massaker von Nanjing. Später, als ich meine Promotion angefangen habe und selbst in die Lehre involviert war, habe ich selbst ein Seminar über „Trostfrauen“ gehalten, das war 2015. In dieser Zeit habe ich mitbekommen, dass 2014 beim Comicfestival in Angoulême in Frankreich ein *Manga* [Comic] mit „Trostfrauen“ gezeigt wurde, dass es aber Protest gab, dass es nicht gezeigt werden sollte. So habe ich mitbekommen, dass es immer wieder diese Probleme gibt. Dann gab es 2015 auch das Abkommen zwischen Japan und Südkorea über „Trostfrauen“. Da habe ich zum ersten Mal von der Friedensstatue gehört und dass das eine unterschwellige Forderung war: „Mit diesem Abkommen von 2015 wird die Geschichte endgültig und unumkehrbar gelöst und deswegen darf nicht mehr darüber gesprochen werden und muss auch die Statue entfernt werden.“ Aber die Statue ist erst mit der Aichi-Triennale 2019 in Japan so richtig in mein Bewusstsein gekommen. Dort sollte die Statue aufgestellt werden, aber nur wenige Tage nach der Eröffnung musste der Teil der Ausstellung, in dem sie gezeigt wurde, geschlossen werden. Man kann da schon von Zensur oder Selbstzensur sprechen, denn es gab Terrordrohungen durch „besorgte Bürger*innen“ – man kann auch sagen durch Rechte – in Japan, und auch einen kritischen Kommentar

vom Bürgermeister der Stadt Nagoya, wo die Triennale stattgefunden hat. Darüber wurde auch in den deutschen Medien sehr groß berichtet und es wurde auch in der Japanologie-Community sehr stark diskutiert. Ich war zu der Zeit zufällig in Japan und habe die Triennale besucht, konnte die Statue aber nicht sehen.

Deswegen war die Friedensstatue für mich immer eine Statue, von der ich gehört und gelesen habe, die ich aber nie sehen konnte. Selbst als ich nach Nagoya gefahren bin, war ich da, wo auch die Statue war, aber ich konnte sie nicht sehen. Dann habe ich im Sommersemester 2020 ein Seminar dazu gemacht und mich näher damit beschäftigt, was es mit dieser Statue auf sich hat, weil ich mich wirklich gefragt habe, wie das so ein großer Streitpunkt sein kann, ob sie gesehen und gezeigt werden darf oder nicht. Dabei habe ich die Geschichte der Statue recherchiert und festgestellt, dass es diese Statue schon seit 2011 gibt, dass es von ihr an die 100 Repliken auf der ganzen Welt gibt, sogar in den USA. Von der Berliner Statue habe ich erst erfahren, nachdem sie aufgestellt worden war. Sie wurde völlig unter dem Radar der Medien hier in Berlin aufgestellt. Ich wusste auch nichts davon und habe dann eine Woche nach der Aufstellung wieder abgerissen werden sollte. Dabei habe ich mich natürlich an die Aichi-Triennale erinnert und ich fand, dass sich mit dieser Statue die Geschichte immer wiederholt. Dabei wusste ich schon, dass die Problematik so komplex ist und in der deutschen Medienöffentlichkeit nicht bekannt ist. Also wollte ich etwas dazu schreiben, um das zu erklären, und habe in der Kolumne auf unserer Japanologie-Website erklärt, was es eigentlich mit dieser Statue auf sich hat, woher sie kommt und warum es diesen Konflikt gibt. Das wurde anscheinend gelesen, denn ich habe Anrufe und E-

Mails von den Medien bekommen, die mehr darüber wissen wollten. Da hat mir geholfen, dass ich für mein Seminar zu diesem Thema schon einiges ausgearbeitet hatte, und so konnte ich innerhalb weniger Tage dazu etwas schreiben und hochladen.

Ich kann mich leider nicht mehr daran erinnern, wie ich mich gefühlt habe, als ich zum ersten Mal die Geschichte der „Trostfrauen“ gehört habe. Ich sehe das jetzt immer bei Leuten, die etwa auch durch meine Seminare zum ersten Mal davon hören. Ich vergesse immer, dass die Leute diese Geschichte zum ersten Mal hören, und ich sehe in ihren Augen, ihren Gesichtern und danach in ihrem Feedback, dass es für sie sehr schockierend ist. Heutzutage kommen die Studierenden nach der Vorlesung auf einen zu und sagen: „Können Sie das nächste Mal bitte eine Triggerwarnung oder eine Inhaltswarnung geben?“ Ich selbst vergesse das immer, weil ich diesen ersten Schock darüber schon überwunden und verarbeitet habe, und jetzt ganz offen und gerade heraus darüber rede, was da passiert ist. Aber ich vergesse immer, dass es für Leute, die das zum ersten Mal hören, auch traumatisierend oder retrau-matisierend sein kann und dass sie erstmal einen Moment brauchen, um das zu verarbeiten. Ich erinnere mich noch, dass ich damals im Studium, als wir das Thema im Unterricht hatten, auf einen Roman von Nora Okja Keller gestoßen bin, „Die Trostfrau“. Das fand ich sehr schön zu lesen. Wenn man das für sich allein zu Hause liest und dabei emotional wird, dann kann man in Ruhe weinen. Aber wenn man das im Seminar hört, dann muss man sich zusammenreißen und kann das nicht sofort rauslassen, auch wenn man emotional wird. Ich fand es damals gut, das im Buch zu lesen, aus der Perspektive der Tochter, die das von ihrer Mutter erfährt, dass sie eine „Trostfrau“ war und von Dämonen verfolgt

wird. Deswegen weiß ich nicht mehr genau, wie ich damals darauf reagiert habe. Aber natürlich hat man als Frau ein besonderes Gefühl für die Geschichte der „Trostfrauen“. Schon als Mädchen hört man viel über die Gefahr, von Männern weggeholt zu werden oder dass man nicht mit jemandem ins Auto einsteigen soll. Wenn man allein zur Schule geschickt wird, wird einem das als Mädchen immer gesagt: „Geh nicht mit jemandem mit, der dir Süßigkeiten anbietet, steig auf keinen Fall mit jemandem ins Auto.“ Dann wächst man schon mit dieser Angst auf, dass da draußen Leute sind, die es potentiell auf einen abgesehen haben. Man hat natürlich immer ein bisschen Angst, auch nur das Haus zu verlassen. Ich verstehe schon, warum Eltern das machen und ich würde das wahrscheinlich meinem Kind auch aus Angst einbläuen, zumindest eine gesunde Distanz zu fremden Menschen zu haben. Aber natürlich ist die Angst da und deswegen reagiert man, glaube ich als Frau, auf Geschichten, in denen es um sexualisierte Gewalt geht, auf einer körperlichen Ebene sofort über die Emotionen.

Ich habe schon gesagt, dass ich das Thema schon seit meinem Studium kenne. Ich hatte damals den Eindruck, dass eigentlich alles gesagt ist, was es dazu zu sagen gibt. In der Wissenschaft sollte man nicht immer wieder das Gleiche schreiben, sondern etwas Neues hinzufügen. Für mich ist diese Statue in Berlin ein neuer Aspekt, weil sie den Diskurs noch einmal komplett geändert hat, weil auch andere Leute mit ihr in Berührung kommen und auch ihre eigenen Geschichten mitbringen. Das finde ich interessant an der Friedensstatue in Berlin. Ich habe gemerkt, dass alle einen eigenen Zugang aus ihrem konkreten Kontext heraus haben, wie die „Omas gegen Rechts“, die regelmäßig Mahnwachen an ihr abhalten. Im Stadtteil Berlin-Moabit gibt es eine ganz bestimmte Bevölkerungsstruktur. Es geht wirklich um die lokalen

Anwohner*innen, was sie mit der Statue machen, welche Bedeutungen sie damit verbinden und wie die Statue an diesem konkreten lokalen Ort wirkt. Das ist es, was mich interessiert und was ich herausfinden möchte: Was die Motivation der Leute ist, sich mit der Statue zu beschäftigen, regelmäßig an die Statue zu gehen, zum Beispiel um dort zu singen, um Aktionen zu planen, um die Blumen zu gießen oder hinzustellen. Das sieht man auch an den anderen Orten auf der ganzen Welt, wo es eine Friedensstatue gibt, dass man ihr eine Mütze oder einen Schal aufsetzt, dass man ihr Schuhe gibt oder dass man Blumen hinlegt. Die Leute interagieren mit ihr und mich interessiert, warum sie das tun. Was ich an der Statue noch interessant finde, ist: Dadurch, dass es auf der ganzen Welt ihre Repliken gibt, kann man immer dort, wo die Statue steht, viel über den lokalen Kontext lernen. Es gibt zum Beispiel eine Friedensstatue in Glendale und ein anderes „Trostfrauen“-Denkmal in San Francisco in den USA. Das sind jeweils ganz andere lokale Kontexte, wie diese Statuen aufgestellt wurden. Für mich sind das alles zusammenhängende oder vergleichbare Geschichten, ohne sie gleichzusetzen. Ich finde es einfach interessant zu sehen, was die unterschiedlichen Communities mit der Statue verbinden.

Für die Minderheiten ist die Friedensstatue sehr symbolisch, weil sie dafür steht, dass jetzt immer mehr geschaut wird, wie deutsche Geschichte in Denkmäler gegossen wird, was eigentlich deutsche Geschichte ist und welche Geschichte Teil Deutschlands ist und welche nicht. Das hängt wiederum damit zusammen, welche Menschen als Teil Deutschlands angesehen werden und welche nicht. Ich zum Beispiel sehe mich als Teil Deutschlands und auch als Deutsche mit bulgarischem Hintergrund. Das hängt natürlich von den Leuten ab, inwieweit

sie sich als Teil Deutschlands sehen. Es hängt aber auch davon ab, ob sie von der Mehrheitsgesellschaft oder vom Rest der Gesellschaft vermittelt bekommen, dass sie auch Teil Deutschlands sind. Deswegen finde ich es interessant zu beobachten, welche Denkmäler man im öffentlichen Raum aufstellt, welche Geschichten und Menschen man als Teil Deutschlands sieht. Natürlich trägt die Friedensstatue eine koreanische Tracht. Man könnte jetzt sagen, dass sie ein Denkmal für die koreanische Community in Deutschland und für ihre Geschichte und Geschichten ist. Aber das greift zu kurz. Ich würde das noch weiter fassen, dass die Statue für einen Moment innerhalb unserer Erinnerungskultur steht, in dem mehr Geschichten von Menschen mit Migrationshintergrund und von postmigrantischen Menschen in den öffentlichen Raum kommen, mehr darüber gesprochen und gewusst wird, dass sich auch mehr Leute, die nicht aus der Community kommen, damit beschäftigen und dass sich diese Leute auch alle miteinander beschäftigen. Für mich ist es immer wichtig, dass es nicht nur so auf nationale Kontexte reduziert wird, sondern dass man dieses Transnationale pflegt. Sie ist nicht nur eine Statue für die koreanischen „Trostfrauen“. Sie trägt vielleicht die koreanische Tracht, aber es gab „Trostfrauen“ aus vielen anderen Ländern und ich finde, dass man durch den leeren Stuhl neben ihr durchaus imaginieren kann, dass Frauen aus anderen nationalen Kontexten dort Platz nehmen können, sowohl welche, die „Trostfrauen“ waren, als auch andere, die vielleicht andere Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt im Krieg gemacht haben. Ich denke, dass die Statue ihnen diesen offenen Raum bietet. Das ist die Bedeutung, die ich mit der Statue verbinde – was nicht heißt, dass nicht noch weitere Denkmäler im öffentlichen Raum aufgestellt werden sollten und dass es wirklich eine Debatte darüber geben muss, welche Denkmäler man haben und be halten will oder ob man manche Denkmäler nicht sogar ersetzen sollte.

Allerdings bin ich auch nicht dafür, alle paar Jahrzehnte alle Denkmäler abzureißen, weil es jetzt ideologisch nicht mehr passt. Man muss die Geschichte schon aufbewahren, damit man darüber sprechen kann, was passiert ist, und auch über die Gewalt, die passiert ist.

Was ich auf jeden Fall an der „Trostfrauen“-Problematik interessant finde und weswegen ich finde, dass sie auf jeden Fall weiterhin in den Unterricht gehört, ist, dass die Studierenden an der Problematik und an der Geschichte wirklich großes Interesse zeigen. Das Spannende daran ist erstens die Aktualität des Themas. Es gibt immer wieder neue Ereignisse, sodass die Geschichte der „Trostfrauen“ und ihrer Bewegung immer weiter wächst. Man könnte denken, dass alles 1945 vorbei gewesen wäre und dass es sich um eine Geschichte handelt, die bald 80 Jahre zurückliegt. Aber das stimmt nicht. Die Geschichte geht bei den „Trostfrauen“ über die Jahrzehnte hinweg weiter, und verstärkt vor allem seit Anfang der 1990er Jahre, als sich die Bewegung gegründet hat. Für mich ist diese „Trostfrauen“-Bewegung ein mindestens genauso großer historischer Aspekt, den ich auch gerne unterrichte, wie die Geschichte selbst, d.h. das historische System der „Troststationen“. Das System muss man natürlich auch erklären, wie sich das zugetragen hat: Wer wo „rekrutiert“ wurde, wie das aufgebaut wurde, wie das ideologisch legitimiert wurde usw. Ich finde die Bewegung und dieses Empowerment der ehemaligen „Trostfrauen“ seit den 1990er Jahren, die jetzt weitergeht, total spannend. Die Aktualität der Thematik macht sie so interessant für den Unterricht und auch für die Erinnerungskultur, weil die ehemaligen „Trostfrauen“ in ihren eigenen Gesellschaften einen Wandel in der Debatte herbeigeführt haben. Sie haben sehr viel erreicht und das ist natürlich auch für feministische Bewegungen

sehr interessant zu studieren, wie sie das gemacht haben. Es gibt auch immer mehr Filmbiographien und Dokumentarfilme über die einzelnen Aktivistinnen. Sie sind total spannende, starke und aktive Frauen, die sich nicht unterkriegen lassen, die immer wieder aufstehen, die ihre Meinung sagen und protestieren. Das ist das eine, was ich interessant finde. Das zweite ist die Transnationalität. Ich habe schon gesagt, wo eine Friedensstatue steht, gibt es immer eine Bewegung, in der man sich dafür eingesetzt hat, dass sie errichtet wird. Die Aktivistinnen und Aktivisten kommunizieren miteinander und für sie sind diese nationalstaatlichen Grenzen gar nicht so wichtig, sondern sie überwinden diese Grenzen täglich in ihrer Arbeit und in der Bewegung. Zum Beispiel hier in Berlin ist die AG „Trostfrauen“ selbst total transnational, multi-national und vernetzt sich auch mit anderen Vereinen, die ganz andere ethnische und kulturelle Hintergründe haben. Das dritte ist natürlich der feministische Aspekt, d.h. dass die Statue und die ehemaligen „Trostfrauen“ selbst eine grundsätzliche Kritik am Patriarchat üben, indem sie sagen, dass der Nationalstaat an sich ein Konzept ist, das zu Kriegen führt, dass Kriege dann wiederum zu sexualisierter Gewalt gegen Frauen und Minderheiten führen. Sie zeigen also wie diese Dinge – Nationalstaat, Krieg, sexualisierte Gewalt – zusammenhängen und dass sexualisierte Gewalt im Krieg eben keine Ausnahme ist, sondern Teil des Systems. Ich finde, dass die Geschichte der „Trostfrauen“ darauf sehr aufmerksam macht und dass es wirklich das Verdienst der Aktivist*innen ist, dieses Problem in die Öffentlichkeit gebracht zu haben.

Ich mache neben meiner wissenschaftlichen Arbeit auch Stadtführungen in Leipzig. Dabei muss man sich immer damit beschäftigen, was das für ein Denkmal ist und wer das gebaut hat. Ich finde, dass man

im Stadtraum sehr viel sieht. Das kann ein Denkmal für einen Kolonialherren sein oder, vielleicht ein konkretes Beispiel aus Leipzig, das Clara-Zetkin-Denkmal, das an der Stelle aufgestellt wurde, wo früher ein Bismarck-Denkmal war. Für mich ist es wichtig, wenn ich mir für die Stadtführung ein Konzept überlege, wie ich die Geschichte erzählen will, zunächst unsere heutige Gesellschaft zu reflektieren und ein bisschen in die Zukunft zu schauen, wie man die Gesellschaft haben will und dass man da auch Geschichten hat, die aktuelle Debatten widerspiegeln. Vielleicht kann ich das noch etwas anders erklären. Was ich gut finde an den Aktivitäten von Vereinen wie dem Korea-Verband in Berlin und vergleichbaren Vereinen in Leipzig, ist, dass sie einen Ort der Begegnung für verschiedene Leute schaffen, die in dem jeweiligen Bezirk leben, die hier in diese Realität hineingeworfen werden, damit sie dort miteinander reden, sich kennenlernen und ein friedliches Miteinander pflegen können. Das mag jetzt wie eine ganz banale Zukunftsvision klingen: ein friedliches Miteinander, in dem man merkt, dass es Menschen mit unterschiedlichen Herkünften, Religionen und Hautfarben gibt. Sie mögen unterschiedlich sein, aber was sie gemeinsam haben, ist, dass sie jetzt diesen Ort teilen, dass sie an diesem Ort leben. Diese nachbarschaftliche, dörfliche oder städtische Gemeinschaft ist eben nicht über Jahrhunderte gewachsen, sondern die muss man erst aufbauen. Dabei kommen immer wieder neue Leute dazu und andere gehen weg. Ich finde es wichtig, dass man solche Orte hat, in denen man diese Gemeinschaft aktiv aufbaut, weil man sich eben nicht darauf verlassen kann, dass sie über Jahrzehnte und Jahrhunderte gewachsen ist und dass die Bewohner nur die Nachkommen von denjenigen sind, die schon vor vier Generationen hierher gezogen sind. Es gibt eben Leute, auch bei meinen Stadtführungen zum Beispiel, die an Orten leben, wo seit vielen Generationen – fünf, sechs oder sieben Genera-

tionen – dieselben Leute, also deren Nachkommen leben. Wenn solche Leute auf meine Stadtführungen kommen und ich führe sie dann an Orten entlang, wo es Zuzug gibt und Menschen unterschiedlicher Herkunft leben, die es irgendwie gemeinsam geschafft haben, ein gutes Zusammenleben zu organisieren, ohne sich gegenseitig zu terroristieren oder zu bekämpfen, dann sehen sie, dass es funktionieren kann, wenn man sich gemeinsam Mühe gibt. Es ist für mich wichtig, dass man diese Debatten führen kann und dass es Orte gibt, an denen man Gemeinschaft und Gemeinschaftsgefühl entwickeln kann, dass es eine Art und Weise gibt, ein Gemeinschaftsgefühl aufzubauen, das eben nicht darauf basiert, bestimmte Gruppen auszuschließen.

Wenn es Konflikte gibt, ist es sehr wichtig, sie miteinander auszudiskutieren. Ich finde, dass friedliches Zusammenleben nicht bedeutet, dass alle in Harmonie sind und alle Probleme unter den Teppich kehren, sondern dass man wirklich Orte und Gelegenheiten hat, um Konflikte miteinander zu lösen. Anhänger völkischer Ideologien denken zum Beispiel: „Wenn wir nur innerhalb unserer völkischen Gemeinschaft zusammenleben, dann gibt es überhaupt keine Probleme, weil wir alle die gleichen Werte haben.“ Als ob man nur auf der Grundlage, dass man die gleiche Herkunft hat, automatisch zu allem die gleiche Meinung hätte und es dann überhaupt keine Konflikte gäbe. Aber diese Vorstellung von Konfliktfreiheit ist eine Utopie und stimmt auch einfach nicht. Ich suche mir natürlich die Leute, mit denen ich gerne meine Freizeit verbringe, danach aus, dass wir ungefähr ähnliche Werte und Vorstellungen davon haben, wie die Welt funktionieren sollte. Aber ich suche mir die Leute ganz bestimmt nicht nach ihrer Herkunft aus. Ich organisiere mich zum Beispiel nicht in „der“ bulgarischen Community – so etwas gibt es eigentlich auch gar nicht, weil ich schon relativ am

Anfang festgestellt habe, wenn man sich nur innerhalb seiner nationalen Community organisiert, dann sind da auch blöde Leute dabei, mit denen man nichts anfangen kann. Für mich ist es zum Beispiel ein Problem, wenn da Leute dabei sind, die total rechts und nationalistisch sind, ich kann mit denen dann nicht so viel anfangen. Ich muss nicht nur auf Grund der Herkunft mit bestimmten Leuten rumhängen, etwa nur weil sie Bulgaren sind; genauso wie ich im Ausland nicht nur mit Deutschen rumhängen möchte, nur weil wir einfach aus dem gleichen Land kommen.

Ich finde es immer interessant, Leute aus anderen Ländern zu treffen, die dann überraschenderweise meine Werte teilen. Man denkt gerne mal, dass Leute aus anderen Ländern zwingend andere Werte haben müssen, zum Beispiel gibt es so eine Vorstellung, dass alle Länder außerhalb Deutschlands oder Europas Frauen unterdrücken würden. Ich bin mit einem Inder verheiratet und am Anfang haben mich einige gefragt, wie es für mich da so ist, weil doch Inder ihre Frauen unterdrücken würden. Wenn das so wäre, hätte ich ihn nicht geheiratet. Außerdem gibt es in Indien genauso wie hier eine feministische Bewegung und eine Menschenrechtsdebatte. Wenn es dort Menschenrechtsverletzungen, frauenverachtende Aktionen und Aktivitäten gibt, werden diese genauso gesellschaftlich verurteilt, wie ich das von meinem Werken her wünschen würde. Man kann es daher nicht an der Herkunft festmachen, welche Werte und Vorstellungen Leute haben.

Steffi RICHTER

**Ehemaliger Professorin
für Japanologie an der Universität Leipzig**

Ich war bis September 2022 Professorin für Japanologie an der Universität Leipzig, bin seit Oktober dieses Jahres im Ruhestand und lebe in Berlin. Ich bin nicht in Berlin geboren, sondern in Leipzig, wo meine verstorbenen Eltern gelebt haben, wo mein Bruder heute noch lebt und wo ich selbst bis 1974 gelebt habe. Das heißt, ich komme aus der DDR, oder wie man heute sagt, ich bin Ostdeutsche.

Ich habe in Moskau studiert und bin nach dem Studium nach Berlin gegangen, um an der Humboldt-Universität Assistentin zu werden, allerdings nicht in dem Fach, in dem ich eigentlich studiert habe, nämlich Philosophie, sondern Japanologie. Das war typisch für die DDR, dass wir nach dem dritten Studienjahr Gespräche mit dem Ministerium für das Hoch- und Fachschulwesen hatten und gefragt wurden, was wir in Zukunft machen wollen oder wohin man uns in Zukunft schicken will. Damals wurde ich gefragt, ob ich als zukünftige Philosophin Lust hätte, japanische Philosophie zu machen. Das war ein überraschendes Angebot, das ich mit großer Freude angenommen habe, weil mein Mann – wir waren damals schon verheiratet – auch etwas mit Japan zu tun hatte. Letztlich war dieses ehrenvolle Angebot entscheidend für mein Leben. Wenn ich an ein normales philosophisches Institut gegangen wäre, hätte ich das Jahr 1990 als Wissenschaftlerin wahrscheinlich nicht überlebt, weil viele philosophische Institute damals weitgehend abgewickelt wurden. Aber in der Japanologie konnte ich auch nach 1989 weiterarbeiten. Ich war 1982 und 1983 zum ersten Mal in Japan, aber vor allem nach der Wende immer wieder für längere Zeit dort und konnte meine wissenschaftliche Qualifikation weiter ausbauen. Mitte der 1990er Jahre hatte ich die Möglichkeit, mich auf eine Professur an der Universität Leipzig zu bewerben, die nach der Wende umstruktur-



riert worden war und einen neuen Studiengang Japanologie eingerichtet hatte. Zum Glück wurde ich dort zur Professorin für Japanologie berufen, aber ich war natürlich auch fleißig. Es war harte Arbeit und ich musste etwas Neues aufbauen. Aber es war einfach eine tolle Gelegenheit, selbst etwas aufzubauen zu können. Ich war also von 1996 bis 2022 dort Professorin und hatte eine gute Zeit.

Die Ostdeutschen sind eigentlich erst nach 1989 als „Ostdeutsche“ erfunden worden. In der DDR hat sich niemand als „Ostdeutscher“ bezeichnet. Wir waren damals DDR-Bürger oder eben Leipziger. Aus dieser Perspektive ist das ein noch viel wichtigeres Thema für mich und für viele andere, auch für meine Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen. Wir mussten nach 1989 schlicht und ergreifend ein neues System lernen. Insofern betrachte ich diese Zeit nach 1989 bis zu meiner Rückkehr nach Leipzig als eine sehr schwierige und komplizierte Zeit. Es war schwierig, dieses neue System kennen zu lernen, einschließlich des Bildungssystems, des Rechtssystems, des Wirtschaftssystems und des sich verändernden Alltags. Aber ich empfinde es heute als einen großen Reichtum, diese beiden Systeme in mir zu haben, sie nicht nur miteinander vergleichen zu können und zu müssen, Positives und Negatives für mich zu überdenken, sondern dadurch auch eine Flexibilität und Kommunikationsfähigkeit herausgebildet zu haben. Ich glaube, die Neugier ist bei mir größer als bei manchen Westdeutschen gegenüber der DDR und insofern ist es ein Reichtum, diese „Ostdeutsche“ zu sein und in beiden Systemen aufgewachsen zu sein, nicht nur in der Wissenschaft, sondern generell. Bei mir kommt noch etwas hinzu: Der Gegenstand meiner Wissenschaft, nämlich Japan, der schon in der DDR dazu geführt hat, die eigene Kultur von außen zu betrachten. Das war aber nicht einfach, sowohl

die Sprache als auch die Geschichte und andere Dinge wie Habitus oder Mentalität von Japan zu lernen. Dann kam nach der Wende ein doppelter Bruch, und ich habe damals den Vereinigungsprozess als „Ostdeutsche“ in Fernost beobachtet und mitverfolgt. Menschen wie ich und meine Freunde aus meiner Generation, die in der Wissenschaft geblieben sind, sind eine ganz besondere Generation, die das gelernt hat, nicht einfach eine Identität zu haben, sondern sich mit bestimmten Dingen zu identifizieren und sich gegebenenfalls auch zu korrigieren und für Neues immer offen zu sein, ohne beliebig zu werden. Das ist ein Reichtum, von dem ich das Glück hatte, ihn auszubilden zu können, und den meine Generation erlebt hat. Ich war zur Wende ungefähr 33 Jahre alt und hatte bereits meine Doktorarbeit geschrieben. Also war ich schon „reif“ und viele meiner Freunde und Kollegen auch. Aber von meiner Generation haben, wenn überhaupt, 20 Prozent in der Wissenschaft überlebt. Alle anderen mussten die Wissenschaft aufgeben und sich etwas Neues suchen. In dieser Krise sich mit den anderen zu befassen, sowohl mit Japan als auch mit dem neuen System, und das in der Wissenschaft immer reflexiv begleiten zu können, das hat mich zu dem gemacht, was ich heute bin, nämlich kritisch zu begleiten, weder aus Nostalgie gegenüber der DDR noch aus besonderer Euphorie gegenüber dem Neuen, sondern kritisch abzuwägen, was das alles bedeutet und wohin unsere Gesellschaft geht.

Anfang der 2000er Jahre hatte ich mit zwei Kollegen ein Forschungsprojekt an der Universität Leipzig. Es ging um Geschichtsrevisionismus in Ostasien, also nicht nur in Japan, sondern auch in China, Südkorea und Taiwan. Da hatten wir leider ein ganzes Feld von problematischen Themen wie den Zweiten Weltkrieg, die Zwangsarbeit und die Tribuna-

le danach. Dann bin ich zur Geschichtsschreibung gekommen, auch zur Anerkennung von Kriegsverbrechen und zur sogenannten Vergangenheitsbewältigung, was die koloniale Vergangenheit und Moderne sind, warum es in Japan auf offizieller Ebene so schwierig ist, sich damit auseinanderzusetzen. Diese Fragen beziehen sich vor allem auf Korea. Dazu gehört natürlich auch die „Zwangsprostitution“, die Sexsklaverei. Im Projekt hatte ich eine koreanische Kollegin, die sich speziell mit der Problematik der militärischen „Trostfrauen“ befasst hat. Das war auch das zentrale Problem der Geschichtsdarstellung in den japanischen Schulbüchern, also das „Kyōkashō Mondai“ [Textbuchproblematik], und diese Frage war schon in den 1990er Jahren vor allem als wissenschaftliches Problem brennend. Im Projekt haben wir weiter daran gearbeitet und es spielt immer wieder eine Rolle. Ich habe Texte darüber geschrieben, wie das Problem in den Schulbüchern dargestellt wird, wie es in der Geschichtswissenschaft aufgearbeitet wird. Ich bin auch mit den ganz berühmten Historiker*innen in Berührung gekommen und habe deren Bücher gelesen. Sie haben schon sehr früh darüber geforscht und aufgezeigt, warum die Geschichte der „Zwangsprostitution“ so behandelt wird, als hätte es sie nie gegeben, und warum sie geleugnet wird. In den 2010er Jahren, 2015 oder 2016 oder so, bin ich mit den konkreten Aktivistinnen und Aktivisten in Südkorea und in Japan in Berührung gekommen, die sich damals für die noch Überlebenden der ehemaligen „Trostfrauen“ eingesetzt haben. Sie haben sich auch dafür eingesetzt, es zu erreichen, dass die japanische Regierung sich entschuldigt und diese Vergangenheit anerkennt, dass die ehemaligen „Trostfrauen“ in der Gesellschaft rehabilitiert werden und auch materielle Unterstützung bekommen. Das große Erlebnis für mich war einige Jahre später, als die Friedensstatue in Berlin aufgestellt wurde. Der Korea-Verband ist mit dem Künstlerpaar KIM Eun-sung und KIM

Seo-kyung in Verbindung gekommen, sie haben eine Friedensstatue für Berlin zur Verfügung gestellt, und dann haben die japanische Botschaft und Regierung unverschämt behauptet, das darf nicht sein, das geht uns in Berlin nichts an, das ist ein Problem zwischen Japan und Korea. Das ist die konkrete Auseinandersetzung in Berlin.

Mit dieser Problematik hat sich mein Interesse von der Ebene des allgemeinen Geschichtsrevisionismus auf die Frage verlagert, was die Friedensstatue ganz konkret mit Berlin zu tun hat. Es ist ein Problem, das einerseits ein asiatisches ist, das andererseits immer mehr zu einem globalen wird, nämlich Krieg und sexuelle Gewalt. Erst an diesem Punkt habe ich meinen eigenen Horizont in diese Richtung geöffnet, also vom Nationalen und Ostasiatischen zum Globalen und gleichzeitig zur oben genannten Frage. Konkreter gesagt, was man mit dieser Statue in Berlin erreichen kann, indem sich der mutige Korea-Verband, die AG „Trostfrauen“, die Aktivistinnen und Aktivisten darum bemühen, der Einmischung der japanischen Botschaft und Regierung in diese Angelegenheit entgegenzutreten und dafür zu kämpfen. Das war für mich eine ganz neue Dimension, die mich dazu gebracht hat. Ich würde sagen, dass ich selbst eher keine Aktivistin bin, obwohl ich auch mit den Aktivistinnen und Aktivisten auf Demos gehe, bei ihren Veranstaltungen war und das gerne gemacht habe. Ich sehe mich als eine aktive Wissenschaftlerin, die diese Bewegung durch ihre Beschäftigung unterstützt, und das ist ein inneres Bedürfnis von mir. Das hat mit meinem kritischen Geist in der Wissenschaft zu tun, der auch sichtbar wird, wenn man sich anschaut, über welche Themen ich geschrieben habe. In meinem allerletzten Semester in Leipzig kam das Ereignis dazu, dass wir uns das kleine mobile „Friedensmädchen“ (eine andere Version der Friedensstatue) nach Leipzig geholt, damit ein

ganzes Semester verbracht und in den Seminaren mit den Studierenden darüber nachgedacht haben, was die „Trostfrauen“ sind, was damit historisch geschehen ist, also was das für ein historisches Problem ist und was seit den 1990er Jahren geschieht. Wir haben das nicht nur mit Studierenden der Japanologie gemacht, sondern wir haben Studierende der Theaterwissenschaft dazu geholt, die plötzlich noch einen neuen Aspekt eingebracht haben. Nämlich, sie haben auf die Körlichkeit und Materialität der Statue aufmerksam gemacht, und mir auch die Augen dafür geöffnet, dass wir nicht nur mit der Statue etwas machen, sondern wenn wir mit ihr über die Straße gehen, wenn wir sie ins Seminargebäude mitnehmen, dann schauen andere Leute uns an und sie interessieren sich dafür, was das ist. Es gab im Sommer 2022 ein Frauenfestival auf dem Marktplatz in Leipzig und da sind wir mit der Statue hingegangen, wo die Künstlerinnen vom Verein GEDOK in Mitteleutschland uns ihren Stellplatz zur Verfügung gestellt haben. Dort haben die Studierenden der Theaterwissenschaft eine Performance dafür gemacht. Das war einfach großartig, faszinierend und bunt. So haben wir diese Statue nicht nur in Berlin, sondern auch in Leipzig lokalisiert. Mein Traum wäre, irgendwann auch in Leipzig eine Friedensstatue dauerhaft aufstellen zu können und damit zu arbeiten, wie es die Aktivistinnen und Aktivisten in Berlin machen. Aber es ist eher unwahrscheinlich, dass sich das realisieren lässt. Es gibt in Leipzig im Zentrum eine Statue von Wolfgang Mattheuer, einem berühmten Künstler aus der Leipziger Schule. Sie heißt „Der Jahrhundertschritt“ und stellt in ihrer Bewegung sowohl die nationalsozialistische Vergangenheit als auch die proletarische Vergangenheit dar, nämlich die Geschichte des 20. Jahrhunderts in dieser Widersprüchlichkeit. Wie gesagt, mein Traum wäre, dass auf der Promenade eine Friedensstatue sitzt. Täglich gehen Menschen dort vorbei und viele bleiben stehen, um sich die Figur von

Mattheuer anzuschauen. Wenn eine Friedensstatue noch auf dem Stuhl daneben sitzen könnte, wäre das wunderbar. Man muss Träume haben, um in der gegenwärtigen Situation weiterarbeiten zu können.

Ich weiß nicht, welche Bedeutung die Friedensstatue für die Mehrheitsgesellschaft hat. So wie sie jetzt in Berlin-Moabit ist, hat sie keine besonders große Bedeutung. Erst als sie in die Medien gelangt ist, hat die japanische Botschaft sich offensichtlich eingemischt, und als der Bezirksbürgermeister sie entfernen lassen wollte, ist das Thema in die Berliner Zeitungen gekommen. Ich weiß aber nicht, wer diese Artikel gelesen hat. Da ist sie ein bisschen bekannt geworden und auch mit anderen Themen in Verbindung gebracht worden. Aber die Rolle, die sie jetzt in dieser kleinen Community spielt, kann ich nur von dem wiedergeben, was ich immer wieder von Nataly, der Vorsitzenden, den Mitarbeiter*innen, Akteurinnen und Akteuren im Korea-Verband höre. Es ist wunderbar, dass dort mit Kindern aus den Schulen gearbeitet wird, dass über die Statue junge Mädchen mit diesen Problemen konfrontiert werden, wenn sie Minderheiten aus anderen Kulturen oder Migrant*innen sind und diskriminiert werden. Sie sehen hier in der Statue etwas, was auch mit ihnen zu tun hat. Solche Aktivitäten bereichern auch die Statue und das finde ich einfach großartig. Das ist auch der Grund, warum ich mich dafür engagiere und damals auch an den Bezirksbürgermeister geschrieben habe, um zu begründen, warum die Statue dort bleiben muss. Sie ist ein Objekt, aber auch eine Community-Kultur und, wie gesagt, dadurch international, lokal und alles zugleich transnational. Das ist das Thema, mit dem wir uns auch in der Wissenschaft befassen. Es ist kein Entweder-Oder, sondern es ist alles das zusammen und einfach toll. Man muss sich das Museum der

Trostfrauen anschauen, was dort an Engagement, an ehrenamtlicher Arbeit geleistet wird. Das ist ein Stück ganz konkrete Zivilgesellschaft in einer Zeit, in der solches Engagement wichtiger denn je ist. Es wird nie ein Thema der Mehrheitsgesellschaft werden, diese Problematik der Vergangenheit zwischen Japan und Korea, die natürlich auch in der Friedensstatue drinsteckt und die man nicht leugnen kann. Aber sie geht weit darüber hinaus und hat mit allen Menschen etwas zu tun, die etwas gegen Diskriminierung, Unterdrückung, Hass unternehmen wollen. Da steht die Statue in einer Reihe mit vielen anderen Möglichkeiten auch. Von mir aus könnten in Berlin noch 100 andere Statuen stehen. Nicht nur diese Statue, sondern auch welche von anderen Künstler*innen, weil das immer wieder von bestimmten Parteien vorschlagen wird. Die Friedensstatue muss nicht die einzige sein, sondern sie kann eine von vielen sein.

Eine ideale Gesellschaft ist eine solidarische Gesellschaft der Fürsorge. Das ist eine sehr allgemeine Aussage, die aber durch die Aktivitäten für und um die Friedensstatue, wie sie die Menschen im Korea-Verband durchführen, einen sehr konkreten Ausdruck bekommt. Eine ideale Gesellschaft ist also eine Gesellschaft, in der wir uns umeinander kümmern und unser Wissen auch praktisch werden lassen. Ich habe viel Wissen in meinem Kopf, aber wie kann es gesellschaftlich wirksam werden? Es macht mir Freude, zu lesen und mir Wissen anzueignen. Aber ich will nicht nur selbst Freude daran haben, sondern ich will dieses Wissen in mein Alltagsleben integrieren, andere daran teilhaben lassen und selbst durch kluge Fragen in Lebensbereiche hineinkommen, die ich gar nicht kenne, Vielfalt und Unterschiede kennenlernen und auch lernen, damit umzugehen. Das klingt auch sehr allgemein, aber es ist

schwer zu realisieren. Bertolt Brecht, der berühmte Dramatiker, würde sagen: „Das ist das Einfache, das schwer zu machen ist.“ Akzeptanz ist wichtig, aber damit meine ich nicht einfach nur „Charity“ oder „Toleranz“. Toleranz ist ein Begriff, der viel gebraucht wird, aber ich mag ihn nicht besonders, weil er ein bisschen „von oben herab“ bedeuten kann, wie „Ich toleriere dich“ oder „ich bin damit einverstanden, dass du hier bist“. Das ist noch nicht auf Augenhöhe und deshalb finde ich das Wort „Fürsorge“ besser. Dennoch ist aber auch Toleranz wichtig. Man braucht Toleranz in komplexen Gesellschaften. Aber im Umgang mit Freunden, Kollegen und anderen Menschen, die mir nahestehen, reicht mir dieses Wort nicht. Also wäre mein Ideal ein wirklich offener, ehrlicher, durchaus auch streitbarer und freundlicher Umgang miteinander, noch einmal: „Das Einfache, das schwer zu verwirklichen ist.“

Young-sook RIPPEL-CHOI

Mitgründerin der AG „Trostfrauen“

Mitglied der koreanischen Frauengruppe in Deutschland

Ich kam 1966 aus Südkorea und lebe in Berlin. Also bin ich Migrantin. Ich habe in Deutschland sehr lange als Krankenschwester gearbeitet und bin jetzt Rentnerin. Als ich gearbeitet habe, habe ich angefangen, mich mit sozialen Problemen zu beschäftigen.

1977 gab es eine politische Entscheidung, ausländische Krankenschwester und -pfleger, die nach Deutschland gekommen waren, um hier zu arbeiten, auszuweisen. Das heißt, wir hätten nach Südkorea zurückkehren müssen. Dagegen haben wir protestiert, Unterschriften gesammelt und sie dem Bundesrat übergeben. Eigentlich sind wir in den 1960er Jahren hierher gekommen, weil es in der BRD einen Mangel an Krankenpflegepersonal gab. Damals hatte Deutschland das Wirtschaftswunder und alles lief sehr gut. Viele junge Deutsche, die einen anderen Beruf finden konnten, wollten nicht als Krankenschwester und -pfleger arbeiten, weil die Arbeit sehr hart ist. Dann hat die Bundesregierung beschlossen, je 10.000 Krankenschwester und -pfleger aus Indien, den Philippinen und Südkorea hierher zu holen. 1966 sind wir als erste Gruppe nach Deutschland gekommen. Jedoch weniger als ein Jahrzehnt später, Anfang der 1970er Jahre, kam die Weltwirtschaftskrise und damit auch eine kleinere Krise der deutschen Wirtschaft. Plötzlich wollten viele junge Leute wieder in diesem Bereich arbeiten und man hat angefangen, die Zahl der ausländischen Krankenschwester und -pfleger zu reduzieren. Dagegen haben wir natürlich protestiert, weil Deutschland uns gebraucht und hierher geholt hat. Wir sind keine Ware, die man holt, wenn man sie benötigt, und die man im Paket zurückschickt, wenn man sie nicht mehr braucht. Das war aus unserer Sicht kein Menschenrecht. Wir haben gesagt, dass wir keine Ausweisung wollen und dass wir nur zurückgehen, wenn wir es selbst



wollen. So haben wir 1977 mit dieser Aktion angefangen. In München gab es 17 Krankenschwestern, deren Arbeitsverträge nicht verlängert wurden und die von Ausweisung oder Abschiebung bedroht waren. Also haben wir angefangen, das öffentlich zu machen. Wir haben viele Leute informiert und dann über 10.000 Unterschriften gesammelt. Wenn man 10.000 Unterschriften sammelt, kann man eine Petition beim Bundesrat einreichen. Das haben wir erreicht. Auch im Krankenhaus, bei der Bundesagentur für Arbeit und überall haben wir die Unterschriften abgegeben. Wir haben 1978 auch ein Seminar gemacht, wo wir die Presse und alle möglichen Leute eingeladen haben. Dann haben sechs oder sieben von elf Landesregierungen in der damaligen BRD dem zugestimmt, was wir gefordert haben: Wenn man länger als fünf Jahre in Deutschland ist, soll man eine langfristige Aufenthaltserlaubnis bekommen. Nach acht Jahren haben sie unser Bleiberecht anerkannt. Diese Regelung wurde für die Krankenschwestern geschaffen, galt aber auch bedingt für die koreanischen Bergarbeiter, die damals auch nach Deutschland gekommen sind. Sie mussten nach drei Jahren wieder zurück, wenn ihr Vertrag nicht verlängert wurde. Wenn sie aber in Deutschland eine koreanische Krankenschwester geheiratet haben, bekamen sie auch die gleiche Aufenthaltserlaubnis. Dabei haben wir gelernt, dass man etwas schafft, wenn man tut, was man wirklich will. Das Wichtigste ist, es gemeinsam zu machen. Mit dieser Lehre haben wir 1978 die koreanische Frauengruppe gegründet. Wir haben uns auch mit den Arbeiter*innen in Südkorea für ihre Arbeitsrechte solidarisiert, deren Situation sich nicht so sehr von unserer eigenen unterschied, weil sie auch vom Land in die großen Städte kamen, um in den Fabriken zu arbeiten. Wir wollten auch in Deutschland auf ihre schlechten Arbeitsbedingungen aufmerksam machen.

Es gab verschiedene Gründe, warum wir hierher gekommen sind, aber die meisten wollten mehr Geld verdienen und ihre Familien in Südkorea unterstützen. Ich wollte auch meine Mutter unterstützen und meinem Bruder das Studium bezahlen, weil wir keinen Vater hatten. Das war der erste Grund und der zweite Grund war, dass ich die Welt kennenlernen wollte, Europa, seine Literatur, seine Musik usw. Ich hatte diese zwei Gründe, aber der wichtigste Grund war immer, Geld zu verdienen. Die meisten koreanischen Krankenschwestern, ich schätze etwa 80 Prozent, sind aus diesem Grund nach Deutschland gekommen. Aber ich habe gleichzeitig nach anderen Möglichkeiten gesucht, zum Beispiel zu studieren oder etwas für mich zu tun. Durch mein Engagement für Menschenrechte, Demokratisierung und die Wiedervereinigung von Nord- und Südkorea habe ich in Deutschland viel gelernt. Mir ist bewusster geworden, dass es auch wichtig ist, etwas für sich selbst zu tun. In Südkorea gab es dafür wenig Möglichkeiten. Dann habe ich meinen Mann kennengelernt, geheiratet und eine Familie gegründet. So ist mein Plan vom Studium „ins Rutschen gekommen“ und ich bin in Deutschland geblieben.

Im Jahr 1980 ist in Südkorea der Gwangju-Aufstand (Bürgeraufstand gegen die damalige südkoreanische Militärdiktatur und ihre Massaker durch das Militär) ausgebrochen. Ich war dabei mit anderen sehr engagiert und aktiv, denn in dieser Zeit, nach dem Kampf gegen die Ausweisung, war mein Bewusstsein auf dem Weg der Veränderung. Ursprünglich wurde ich in Südkorea sehr antikommunistisch und sehr patriarchalisch erzogen, wo Männer immer vorgehen und mein Bruder vorrangig studieren durfte. Erst durch das Massaker beim Gwangju-Aufstand habe ich erfahren, was Demokratie ist und sie sehr wichtig für

unser Leben ist, und dass auch Menschenrechte sehr wichtig sind. Als ich nach Deutschland kam, gab es auch die 68er-Bewegung, bei der es sowohl gegen Krieg als auch um gesellschaftliche Veränderungen ging. Das hat auch mein Bewusstsein beeinflusst. So habe ich angefangen, mich in der Gwangju-Demokratisierungsbewegung zu engagieren. Später bin ich auch den Grünen beigetreten und da kam alles zusammen: Menschenrechte, Umwelt und all die anderen wichtigen Themen, mit denen ich mich beschäftigt habe und auch auseinandersetzen musste. In den 1980er Jahren haben wir mit in Berlin lebenden japanischen Frauen am „Gisaeng Gwangwang“ [Gisaeng-Tourismus] zusammengearbeitet, wo viele japanische Männer nach Südkorea reisten, um gegen Geld Sex zu kaufen. Als Erste sagte Frau KIM Hak-sun 1991 im Fernsehen, dass sie selbst eine „Trostfrau“ gewesen sei. Davor hatte ich nur ein wenig über „Trostfrauen“ in der Literatur oder in Romanen gelesen. Aber das war schon alles und es gab weder Fakten noch eine wirkliche Bewegung. Dazu haben deutsche Frauen und Frauenbewegungen auch angefangen, sich dafür zu interessieren, neben japanischen und natürlich koreanischen Frauen. Seit 1992 haben wir uns sehr intensiv damit beschäftigt und viele Informationen veröffentlicht. 1993 haben wir ehemalige „Trostfrauen“ aus den Philippinen, den Niederlanden, Süd- und Nordkorea nach Berlin eingeladen und ein großes internationales Symposium zu diesem Thema veranstaltet.

Nach dem Problem mit der Ausweisung haben wir uns in der koreanischen Frauengruppe auch mit den Themen beschäftigt, warum wir eigentlich nach Deutschland gekommen sind, und ob es wirklich unsere freiwillige Entscheidung war. Hat uns Südkorea nach Deutschland geschickt, um Devisen zu verdienen? Wie war die wirtschaftliche, soziale und politische Situation in Südkorea, und wie war sie in Deutschland?

Und warum hat dieses Land uns hierher geholt und aufgenommen? Darüber haben wir gemeinsam Workshops gemacht, Bücher gelesen und viel diskutiert. Dadurch haben wir ein klares Bild von den Hintergründen unserer Arbeitsmigration bekommen. Gleichzeitig haben wir durch den koreanisch-deutschen Kulturkreis an Demonstrationen gegen Ausländerhass oder Ausgrenzung von Ausländern teilgenommen. Wir haben uns auch mit Fällen gegen Menschenrechte oder Frauenrechte in Deutschland beschäftigt. Aber mein größtes Interesse war natürlich Südkorea, was dort damals unter der Militärdiktatur passiert ist. Vor allem war es mir sehr wichtig, den „Trostfrauen“, die während des Krieges gefoltert, diskriminiert und in ihren Menschenrechten verletzt wurden, ihre Würde zurückzugeben. Dafür müssen wir kämpfen, bevor alle sterben. Wenn wir es schaffen, wird die nächste Generation zweifellos die Scherben auflesen.

Die Friedensstatue ist für uns ein Symbol für „Trostfrauen“, in dem sie Gestalt annehmen. Sie wurde vom Künstlerpaar KIM Eun-sung und KIM Seo-kyung geschaffen und zunächst nicht in Deutschland, sondern 2011 in Seoul aufgestellt. Wir haben immer gehofft, eines Tages auch hier eine Friedensstatue zu haben. 2020 haben wir diesen Traum endlich verwirklicht und das war für mich etwas so Berührendes, das ich gar nicht in Worte fassen kann, aber auch eine Mischung aus vielen verschiedenen Gefühlen, wie Traurigkeit und Wut. Vor allem bin ich sehr traurig, denn wenn ich die Friedensstatue sehe, denke ich an „Trostfrauen“, die verschleppt wurden und dieses Leid erfahren mussten. Das ist gegen die Menschlichkeit, dass sie das erleiden mussten. Deshalb habe ich immer ein gemischtes Gefühl, darunter auch Traurigkeit, wenn ich die Friedensstatue sehe. Aber ich denke, das ist nicht nur eine

Angelegenheit zwischen Japan und Korea, sondern das ist Krieg, der immer das Leid von Frauen und Kindern ist. Wenn es den Krieg nicht gegeben hätte, wären die Frauen nicht so behandelt worden. Wir müssen gegen Krieg kämpfen und dann können wir dieses Leid endlich abschaffen. Als die Friedensstatue in Berlin aufgestellt wurde, dachte ich, dass ich mich jeden Tag um sie kümmern muss. Sie ist kein Objekt, sondern die Großmütter, die ehemaligen „Trostfrauen“ selbst, die unter der Geschichte gelitten haben. Ich bin jede Woche zu ihr gegangen, habe sie gepflegt und das ganze Gelände um sie herum gesäubert. Dabei habe ich mit Passierenden, Nachbarinnen und Nachbarn gesprochen. Durch diese Aktion konnte ich eine Art Weltfrieden erleben, in dem alle Menschen sich einig sind, dass sie gemeinsam gegen Kriege kämpfen. Vorher habe ich gesagt, dass ich ein gemischtes Gefühl habe, aber dazu gehört auch Mut. Durch die Friedensstatue können wir uns ein Ziel setzen, dass wir immer für den Frieden kämpfen müssen. Ich glaube, wenn man die Friedensstatue sieht oder ihren Hintergrund erfährt, dann versteht man auch, in welcher Situation sich die Opfer von diesem Krieg befanden. Dann denkt man endlich, dass es überhaupt keinen Krieg mehr auf der Welt geben darf. Die Friedensstatue lehrt und erinnert uns daran, wie grausam der Krieg war, wie grausam die Menschen darunter gelitten haben und wie grausam ihre Menschlichkeit verletzt wurde. Durch die Friedensstatue habe ich auch viele Frauen und Frauenorganisationen persönlich kennengelernt. Ich hoffe, dass sie die Frauenbewegungen in Berlin und in ganz Deutschland ermutigt und dass sich die Bewegungen dadurch weiterentwickeln.

Ich lebe seit über 50 Jahren in Deutschland, aber ich werde immer noch als Ausländerin betrachtet. Diese Ausgrenzung muss abgeschafft

werden. Alle Menschen müssen gleich behandelt werden, egal wie sie aussehen, welchen Hintergrund sie haben oder woher sie kommen, damit alle ihre Würde und Rechte bekommen können. Das ist für mich eine multikulturelle Gesellschaft. Leider ist Multikulti in Deutschland irgendwie nicht gelungen. In den 1980er und 1990er Jahren gab es viele Bemühungen in der Gesellschaft, an die ich mich noch erinnere. Ich habe mit vielen kulturellen Gruppen zusammengearbeitet, auch in der Werkstatt der Kulturen in Berlin-Neukölln, wo Menschen aus 180 Nationen zusammengekommen sind und sich kulturell betätigt haben. Aber heute habe ich das Gefühl, dass Deutsche denken, dass sie Hauptperson sind und die Hauptkultur beanspruchen, und dass andere Nebenpersonen sind, deren Kultur nichts gilt. Sie denken auch, dass sie Ausländern und Migranten immer etwas geben müssen und dass diese Menschen immer etwas von ihnen lernen müssen. Aber das ist keine gleichberechtigte Kulturgesellschaft. Wenn diese Denkweise sich nicht ändert, kann es keine vielfältige Kultur geben.

Julia-Carla SCHMIDT

Freie Mitarbeiterin im Korea Verband
und im Museum der Trostfrauen

Als ich klein war, habe ich oft die ganzen Sommerferien, sowie Weihnachten und Ostern immer bei meiner Großmutter in Slowenien verbracht. Früher hatte ich auch deutlich mehr Freunde dort, weil ich in Slowenien zur Schule gegangen bin und ein paar Wochen das Gymnasium besucht habe. Ich habe jetzt nicht so viele Kontakte zu Personen in meinem Alter dort, weil ich viel zu selten da bin. Aber da ich eine enge Beziehung zu meiner Mutter habe und wir immer Slowenisch miteinander sprechen, fühle ich mich noch sehr mit Slowenien verbunden. Ich denke auf jeden Fall, dass ich kollektiv und von außen gesehen zur deutschen Mehrheitsgesellschaft passe, weil ich in Deutschland geboren und aufgewachsen bin und weiß bin. Aber es gibt Seiten von meiner Identität, die wahrscheinlich nicht als Norm betrachtet werden. Ich glaube, die Mehrheitsgesellschaft ist sehr vielschichtig. Je nach dem um welches Problem es sich handelt fühlt man sich entweder dazugehörig oder nicht. Ich persönlich finde es schwierig, das alleine zu bestimmen. Als ich noch in die Schule gegangen bin und andere Freundinnen und deren deutsche Eltern besucht habe, habe ich schon gemerkt, dass es ziemlich anders war als bei mir zuhause. Manchmal, wenn ich mich mit meiner Mutter gestritten habe, hat sie mir gesagt, dass ich nicht so sein sollte wie die anderen deutschen „Weiber“. Ich habe nicht verstanden, was sie damit meinte. Es hat mich ein wenig verwirrt, weil ich natürlich Deutsche bin. Aber ich habe nicht verstanden, warum sie gesagt hat, dass ich nicht so deutsch sein soll oder dass ich nicht so deutsch werden soll.

Ich arbeite Teilzeit beim Korea Verband und im Museum der Trostfrauen. Die restliche Zeit versuche ich, meine eigenen künstlerischen Fähigkeiten zu verbessern. Eigentlich möchte ich in Richtung 3D-Animation



gehen, vor allem Abbilder von Frauenkörpern in 3D-Animationen untersuchen und den Prozess hinter solchen Animationen verstehen. Deshalb gehe ich oft in die Bibliothek und übe mit 3D-Programmen wie Blender, stelle selbst Modelle her und bewerbe mich intensiv um Stipendien für mein Studium sowie andere Förderungen und Galerien. Andererseits möchte ich darüber akademisch schreiben und dies ein wenig untersuchen, besonders wie Kinder und die jüngere Generation durch animierte Abbilder von Körpern in Verbindung kommen, weil viele Kinderprogramme Animationen und keine echten Menschen verwenden. Man sollte darauf achten, wie Kinder lernen, diese Körper wahrzunehmen, aber auch, wie sie sie von der Realität trennen können. Trotzdem könnten sie sich damit identifizieren, obwohl viele alte Cartoons, auch Disney Cartoons, auf körperlicher Gewalt basieren. Ich glaube schon, dass es einen Einfluss darauf hat, wie diese animierten Körper behandelt werden und wie sie dargestellt sind. Es fängt schon in jungen Jahren an. Dabei muss man sehr vorsichtig sein. Es gibt noch sehr wenige akademische Texte oder Forschungen in diesem Bereich. Durch die zunehmende Verwendung von diesen Metaphern, den Avataren und anderen Elementen finde ich, dass man sich mehr mit diesem Thema auseinandersetzen sollte. Einerseits möchte ich dieses Feld studieren und akademisch untersuchen, aber andererseits möchte ich auch selbst etwas kreieren und den Prozess dahinter verstehen. Disney-Prinzessinnen und ihre Körper zum Beispiel vermitteln viel von diesem Ideal. Das ist so schlecht und so schrecklich. Es ist komplett unrealistisch, wie sie anatomisch dargestellt sind. Niemand kann wirklich so aussehen, aber es beeinflusst die Kinder sehr stark. Ein Prinz rettet eine Prinzessin. Diese Geschlechterrolle wird auch von Anfang an vermittelt. Man wird davon berieselten und akzeptiert es einfach. Das finde ich komplett falsch. Aber es ist dadurch, dass man damit aufgewach-

sen ist und emotional damit verbunden ist, auch schwer, sich komplett davon zu trennen.

Als ich in den USA studiert habe, habe ich vorrangig Kurse in Animation und Film belegt. Aber ich hatte zwischendurch auch Zeit, andere Vorlesungen zu besuchen. Und eine davon war die koreanische Geschichte aus der Perspektive der Frauen. Dabei habe ich zum ersten Mal von der Frauenbewegung und von der Friedensstatue erfahren. Am Anfang war ich natürlich überrascht, weil ich generell über den Zweiten Weltkrieg im asiatisch-pazifischen Raum sehr wenig gelernt hatte. Das ist ein Teil der Weltgeschichte, mit dem ich eigentlich überhaupt nicht vertraut war. Was mich besonders erstaunt hat, ist, dass diese Proteste immer noch weitergehen und heute noch stattfinden. Ich glaube, das hat meine Sichtweise ein wenig verändert, weil ich früher die Geschichte eher als etwas Abgeschlossenes betrachtet habe, etwas, das mich nicht mehr beschäftigt oder mit dem ich keine so richtige Verbindung hatte. Aber als ich von dieser Geschichte gehört und erfahren habe, dass diese Proteste weitergehen und es immer noch keine Gerechtigkeit für diese Tat gibt, war ich sehr betroffen.

Der Zweite Weltkrieg und vor allem der Holocaust, damit habe ich die meiste Zeit im Geschichtsunterricht verbracht. Dies war persönlich sehr belastend und hat mich sehr mitgenommen. Daher habe ich versucht, mich emotional ein wenig davon zu distanzieren. Ich war mir dessen bewusst und hatte deshalb Schuldgefühle. Als ich das erste Mal davon gehört habe, hatte ich wirklich Angst, vor allem, weil es in der Grundschule eine Lehrerin gab, die dachte, ich sei Jüdin. Als wir über das Thema gesprochen haben, hat sie auf mich gezeigt und gefragt, wie

ich mich fühle oder ob ich damit etwas zu tun hätte. Ich war sehr verwirrt, weil ich nicht wusste, was sie meinte. Ich glaube, seitdem hatte ich schon viel Respekt vor der Geschichte. Ich habe nur versucht, mich ein bisschen davon zu distanzieren, weil es mich sehr belastet hat und ich emotional gesund bleiben wollte. Aber ich glaube, dass ich jetzt besser mit der Geschichte umgehen kann, weil ich vielleicht ein bisschen älter bin oder etwas anderes empfinde. Ich fühle mich nicht mehr so, als wäre ich ein Opfer der Geschichte oder meiner Vorfahren. Ich fühle mich in der Position, Wiedergutmachung für das zu leisten, was meine Vorfahren getan haben. Ich möchte ein besserer Mensch sein, weil ich nicht so sein möchte wie meine Vorfahren.

Es gab ein kleines Kreativprojekt als Abschlussarbeit für die Vorlesung. Das umfasste zunächst ein Essay, gefolgt von einer kreativen Aufgabe. Dafür habe ich einen kleinen Comic erstellt, in dem ich die verschiedenen Geschichten illustriert habe, die wir in der Vorlesung behandelt haben. Dazu gehörte auch die Friedensstatue. Dadurch habe ich angefangen, mich mehr damit auseinanderzusetzen. Dann habe ich von der Professorin erfahren, dass es auch welche in Deutschland gibt, sogar eine in Berlin, was ich zuvor nicht wusste. Das hat mich total überrascht. Als ich wieder nach Berlin gezogen bin, aufgrund der Corona-Pandemie und der Tatsache, dass viele Kommilitonen ihr Studium bereits abgeschlossen hatten, habe ich mich ein wenig einsam und allein gefühlt. Ich musste mich wieder in Berlin zurechtfinden. Dann habe ich über die Zeit nachgedacht und auch regelmäßig an die Professorin geschrieben. Dabei habe ich mich wieder an die Friedensstatue erinnert. Während der fünften Aktionswoche gegen Feminizide und sexualisierte Gewalt gab es eine Veranstaltung im Korea-Verband. Ich bin dort hingegangen und habe Nataly, die Vorsitzende, kennengelernt.

Meine Aufgabe beim Korea-Verband ist hauptsächlich die Arbeit im Museum. Es ist zweimal in der Woche geöffnet und während der Öffnungszeiten bin ich dort, kümmere mich um die Räumlichkeiten und stehe den Besucher*innen für Einführungen oder Fragen zur Verfügung. Ich bin auch für die Gruppenführungen zuständig. Diese mache ich immer zusammen mit Nataly und übernehme dabei auch die Übersetzung vom Deutschen ins Englische. Neben der Arbeit im Museum organisiere ich Veranstaltungen, Vorträge, Mahnwachen und jetzt die kommende 6. Aktionswoche. Ich engagiere mich auch in der Jugendarbeit. Wir haben sehr viele Projekte, in denen wir uns auch kreativ mit diesem Thema beschäftigen. Wegen der Schwere des Themas ist meine Arbeit sehr anspruchsvoll. Man muss ausprobieren, was funktioniert, wie man damit umgeht und wo man ansetzen muss. Wir fangen immer mit der Friedensstatue an, weil das vor allem für die Jugendlichen eingängig ist. Mein persönliches Ziel ist es, von Anfang an eine bessere Beziehung zur Geschichte aufzubauen. Ich möchte das Thema „sexualisierte Gewalt und das Schweigen“ bewusster machen und einen Raum dafür schaffen, um zu zeigen, dass solche Fälle nicht ignoriert oder umgangen werden dürfen. Man soll solche Erfahrungen nicht für sich behalten. Natürlich arbeiten wir zusammen, wobei Nataly Expertin ist und ich sie unterstütze. Vor allem junge Leute distanzieren sich anfangs von dem Thema, weil sie denken, dass der Zweite Weltkrieg lange zurückliegt. Aber wenn wir dann ausführlich über die Frauen und ihre Geschichte sprechen, ihre Interviews und Aussagen zeigen, sind sie sofort emotional involviert. Zunächst scheint die Geschichte weit weg zu sein. Aber vor allem Mädchen merken, dass sie sich sofort mit den ehemaligen „Trostfrauen“ und ihrem Kampf identifizieren können. Ich finde, dass die Friedensstatue nicht nur diese Frauen und ihre Geschichte repräsentiert, sondern auch sexualisierte Gewalt und die

damit verbundenen Traumata im Allgemeinen. Die Tatsache, dass die Friedensstatue an vielen Orten der Welt aufgestellt, aber aufgrund von diplomatischem Druck wieder entfernt wird, zeigt einen Wandel in der Wahrnehmung. Durch die Bedrohung der Friedensstatue wird sichtbar, dass die Strukturen und Systeme, die zu diesem Verbrechen und Leid geführt haben, immer noch präsent sind. Ich hoffe, dass den Menschen bewusst wird, dass die Geschichte aktuell ist, dass die damit verbundenen Probleme weiterhin existieren und dass Frauen und weiblich gelesene Menschen heute noch in Gefahr sind. Auf der anderen Seite finde ich es besonders wichtig, dass die Friedensstatue in Berlin steht, auch wenn man denken könnte, dass sie nicht direkt mit der deutschen Geschichte zu tun hat. Es gibt immer noch viele Menschen, die sich fragen, warum sie hier steht, obwohl das Verbrechen in Asien stattgefunden hat. Aber ich finde, es ist sehr wichtig, dass sie hier ist, denn Deutschland wurde von vielen Migranten mit aufgebaut, auch aus Südkorea. Viele sind hierher gekommen, um zu studieren, im Bergbau oder als Krankenschwester zu arbeiten. Das deutsche Wirtschaftswunder, auf das viele stolz sind, wurde nicht nur von Deutschen aufgebaut. Ich finde, wenn diese Menschen zu diesem kulturellen und wirtschaftlichen Wachstum beigetragen haben, sollte ihre Geschichte einen Platz in der deutschen Gesellschaft haben, auch wenn sie kompliziert und traumatisch ist.

Ich hoffe, dass die Unterscheidung zwischen Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft ein wenig aufgelöst wird. Es wäre schön, wenn das als ein offeneres Konstrukt wahrgenommen würde. Die Stadt Berlin befindet sich tatsächlich an einem sehr offenen Punkt. Daher hoffe ich sehr, dass die Friedensstatue dazu beiträgt, dass sich die Menschen

in der Minderheitsgesellschaft mehr beachtet fühlen. Die Friedensstatue fungiert als Ersatz für sie und hilft anderen, ihre Geschichte und Lebenssituationen besser zu verstehen. Das ist die große Stärke der Friedensstatue. Ziel der Frauenbewegung in Berlin sollte es sein, offen über Themen wie sexualisierte Gewalt und Trauma zu sprechen. Es geht darum, die Scham zu überwinden, die oft mit diesen Themen verbunden ist, und ein Bewusstsein dafür zu schaffen. Es ist auch wichtig, den Betroffenen zu zeigen, dass es in Ordnung ist, darüber zu sprechen. Was ich an den ehemaligen „Trostfrauen“ wirklich bewundernswert finde, ist, dass sie trotz unglaublich schrecklicher Erlebnisse weitergekämpft haben. Obwohl sie arm waren, obwohl sie zu einer gesellschaftlichen Minderheit gehörten, obwohl sie gesellschaftlich geächtet waren, waren sie politisch aktiv. Wenn man sie im Internet nachschlägt, werden sie als Menschenrechtsaktivistinnen bezeichnet. Das finde ich unglaublich motivierend und beeindruckend, weil ich finde, dass Betroffene von sexualisierter Gewalt oft als hilflose Opfer gesehen werden. Da ist auch das Bild vom weiblichen Körper als schwach oder zerbrechlich. Es ist großartig, dass die ehemaligen „Trostfrauen“ nicht nur als Opfer bezeichnet oder wahrgenommen werden wollen. Was die Frauen bewegen, zeugt von einer unglaublichen Willensstärke und ist etwas, worauf man stolz sein kann, trotz des Lebens in dieser Gesellschaft und der weiterhin bestehenden Gefahren.

Meine Vorstellung von einer idealen Gesellschaft ist im Allgemeinen eine sehr sensible Gesellschaft. Damit meine ich, dass Menschen in der Lage sein sollten, offen zu kommunizieren, ohne dabei Schamgefühle zu entwickeln und ohne vorgefertigte Bilder aufgedrängt zu bekommen. Ich wünsche mir eine Gesellschaft, in der man nicht zuhört,

sondern auch über die Geschichte nachdenkt. Das würde dazu beitragen, eine emotionalere Gesellschaft zu formen. Mitgefühl und gegenseitige Fürsorge gibt es bereits in der Gesellschaft. Aber ich finde, dass diese Gefühle oft als weniger stark oder mächtig angesehen werden, obwohl sie in Wirklichkeit viel mächtiger sind. Sie sind genauso weltbewegend wie Aggression und Gewalt. Deshalb stelle ich mir eine ideale Gesellschaft vor, in der die Friedensstatue ohne Probleme stehen kann. Es hat auch viel damit zu tun, dass man viele Gefühle und komplexe Emotionen hat, aber viel zu wenig lernt, damit umzugehen. Wenn man nicht weiß, wie man mit seinen eigenen Gefühlen umgeht, wie man sie verarbeitet, wie man mit Traumata umgeht, dann trägt man das alles weiter mit sich herum. Manche versuchen vielleicht, sich davon zu distanzieren oder sie auf eine andere Art und Weise auszulassen. Aber diese Gefühle werden oft unterdrückt und können sehr gefährlich sein, weil man eventuell seine Mitmenschen verletzen kann. In dieser Hinsicht halte ich es für sehr wichtig, dass man lernt, mit seinen Gefühlen, Emotionen und Gedanken gut umzugehen.

Michi

Bewohnerin in Berlin-Mitte

Ich lebe seit 40 Jahren im Bezirk Mitte. Meine Identität ist vor allem mit den Stadtteilen Tiergarten und Moabit dort verbunden. Jetzt bin ich Rentnerin und führe ein sehr ruhiges Leben. Ich bin eine Migrantin aus Fernost, aus Japan.

Ich habe mich, vor über 50 Jahren, für die Soziokultur und die Studentenbewegung in der damaligen BRD interessiert. Das war einer der Gründe, warum ich damals hierher gekommen bin. Es war die Zeit kurz nach der 68er-Bewegung und die Gesellschaft in Westdeutschland, insbesondere in West-Berlin, war für mich attraktiv. In Berlin war ich eine Zeit lang in einem Austauschprogramm zwischen der japanischen und der deutschen Bürgerbewegung aktiv. Damals gab es viele parallele Entwicklungen bezüglich der gesellschaftlichen Probleme in Japan und in Westdeutschland. Daher sind damals viele Bürgerbewegungen in beiden Ländern entstanden, z.B. gegen Atomkraftwerke, gegen Aufrüstung, für Umweltschutz, aber auch für eine bessere Stellung von Frauen oder Ausländern usw. Einige von diesen Bürgerinitiativen haben sich zu einem Bündnis für das Austauschprogramm namens „Deutsch-Japanisches Friedensforum“ zusammengeschlossen. Im Rahmen dieses Programms sind deutsche Vertreter*innen einmal im Jahr nach Japan gereist und umgekehrt besuchten die Japaner*innen Deutschland. Dadurch haben wir uns gegenseitig austauschen und ermutigen können. Wir haben zum Beispiel gemeinsam den Standort der Wiederaufarbeitungsanlage in der nordjapanischen Präfektur Aomori besucht. Man sah Parallelen zur deutschen Atompolitik, da auch in Wackersdorf in Bayern eine Wiederaufarbeitungsanlage gebaut werden sollte. Ich war Mitorganisatorin dieses Programms, das auf Basis ehrenamtlicher Arbeit von Bürger*innen getragen wurde.



Anfang 1992 haben wir, die in Berlin lebenden japanischen und koreanischen Frauen, zum ersten Mal über die „Trostfrauen“-Problematik gesprochen, um sie zu unserem gemeinsamen Thema zu machen. Drei Wochen zuvor hatten drei koreanische Frauen, die durch das japanische Militär zu „Trostfrauen“ gezwungen wurden, vor einem japanischen Gericht auf Entschädigung geklagt. Dieses Ereignis hat mich sehr berührt und erschüttert. Die koreanischen Frauen, die durch japanischen Soldaten sexuell missbraucht und ausgebeutet worden waren, mussten vor einem Gericht stehen, das von japanischen Männern in dunklen Roben dominiert wurde, um ihre qualvollen Erfahrungen präzise zu schildern, die Verschleppungen, Vergewaltigungen usw. Diese Vorstellung hat mich sehr erschüttert und das war meine Motivation, warum ich dann begann, mich mit diesem Thema zu beschäftigen. Diese mutigen Frauen haben aber nicht nur mich beeindruckt, sondern auch viele Frauen in Japan, Südkorea, China, Malaysia, auf den Philippinen u. a. Durch ihre mutigen Aussagen wurden viele Frauen motiviert, selbst aktiv zu werden, nicht nur die betroffenen Frauen, sondern auch Frauen, die in verschiedenen sozialen Netzwerken tätig waren, oder sich einfach für soziale Themen interessierten.

Ich kenne die Friedensstatue schon lange, seitdem sie 2011 zum ersten Mal in Seoul aufgestellt wurde. Ich denke, dass sie damals als ein Symbol der koreanischen Bewegung, welche sich auf die so genannte „Trostfrauen“-Frage bezieht, entstanden war. Sie ist eine Erinnerungskultur der koreanischen Frauenbewegung. Das ist für mich das Wesentliche. Eine Kopie dieser Friedensstatue wurde später nach Deutschland gebracht und ihr wurden hier viele weitere Deutungen hinzugefügt. Aber dieser Charakter, dass sie ursprünglich ein Ausdruck der korea-

nischen Erinnerungskultur über „Trostfrauen“ ist, darf der Statue nicht genommen werden. Von der Friedensstatue an der Ecke Birkenstraße/Bremer Straße in Berlin-Moabit habe ich erst erfahren, als sie dort aufgestellt wurde. Vorher hatte ich nicht gedacht, dass so etwas möglich wäre. Ich war also schon ein wenig überrascht, doch ich fand es gut, dass es den Initiatorinnen und Initiatoren gelungen war. Dann kam der Druck der japanischen Regierung auf den Bezirk Mitte, die Friedensstatue beseitigen zu lassen. Ich habe mich sehr geärgert, weil die japanische Regierung wieder mal das Gleiche tut, nämlich Druck auf fremde Behörden oder Institutionen auszuüben, um die Diskussion über die „Trostfrauen“-Problematik unmöglich zu machen. Einige Japaner*innen haben gemeinsam einen offenen Brief an den damaligen Bezirksbürgermeister, Stephan von Dassel, geschrieben mit vielen Unterschriften, sodass die Statue nicht entfernt wurde. Vielleicht hat unser Brief etwas bewirkt, denn sie steht immer noch da.

Wie ich schon erzählt habe, ist die Friedensstatue im Grunde genommen eine Erinnerungskultur aus Südkorea. Ich habe aber auch erfahren, dass die Statue in Berlin-Moabit bei vielen Menschen unterschiedlich und vielfältig aufgenommen wurde. Eines Tages kam ein Junge mit

einem Fußball im Arm und hat mich gefragt, ob das Mädchen vergewaltigt worden ist. Ich fragte ihn zurück, woher er das weiß. Dann hat er mir erklärt, dass er die Tafel auf dem Sockel gelesen hat und dass die Information darauf steht. Dieser Junge hat die Geschichte durch die Statue erfahren, was mit den Frauen im Zweiten Weltkrieg passiert ist und was Vergewaltigung bedeutet. Hoffentlich wird er dieses Erlebnis weiter behalten, und es wird sich in seiner Generation ein anderes Bewusstsein für sexualisierte Gewalt entwickeln. Es wurde berichtet, dass einige Frauen, die an der Statue vorbeikamen, erzählten, dass die

Statue sie an ihre eigenen Erfahrungen erinnerte. Das ist auch vielleicht eine Wirkung der Statue: Sie ermöglicht den Frauen, sich mit ihrer eigenen Geschichte und der von anderen Frauen auseinanderzusetzen. Es gibt eine weitere Episode. Einen Tag nach der Aufstellung der Statue, stand ein alter Mann dort und sprach zwei Schulkinder der zweiten oder dritten Klasse an, ob sie wissen, was die Statue bedeutet, und hat ihnen die Geschichte der „Trostfrauen“ erzählt. Auf die Frage, warum er sich für die Statue interessiert und was er darüber denkt, antwortete er, dass er viel über die Kolonialgeschichte Deutschlands gelesen und deshalb sofort verstanden hat, was auf der Tafel stand, und er sah eine Parallele zur deutschen Geschichte. Die Statue hat wirklich viele Funktionen und Bedeutungen. Das finde ich sehr wichtig. Sie bekommt immer eine neue Bedeutung, je nachdem, wo sie aufgestellt und von wem sie betrachtet wird. In Berlin-Moabit kann sie auf der Straße einen kleinen Jungen beeindrucken oder im Zusammenhang mit der deutschen Kolonialgeschichte gelesen werden. Das wird bei den anderen Friedensstatuen in den USA oder auf den Philippinen wieder anders sein. Wenn eine Friedensstatue in einer anderen Region aufgestellt würde, zum Beispiel in Afghanistan, könnte sie eine völlig andere Bedeutung gewinnen.

Als jemand, der aus Japan kommt, muss ich das leider sagen: Die Friedensstatue wird in Japan oft als ein Hassobjekt behandelt, vor allem aus der rechten Ecke. Im Internet wird oft behauptet, dass sie abgetragen und beseitigt werden solle. Es gibt jedoch auch andere Stimmen. Eine Gruppe veranstaltet die Ausstellungsreihe „*Hyōgen no Fujiyūten*“ [Ausstellung der Meinungsunfreiheit]. Die Initiatorinnen und Initiatoren stellen dort die Statue zusammen mit anderen Kunstwer-

ken aus, die ehemals von Rechten angegriffen und aus Ausstellungen oder Museen entfernt wurden. Bei ihren Veranstaltungen wollen die Initiatorinnen und Initiatoren den Zustand Japans bezüglich der Meinungsfreiheit über die Kultur aufzeigen. Der Grund, warum die Rechten gegen die Statue protestieren, hat mit dem Geschichtsbewusstsein der Japaner*innen zu tun. Die japanische Gesellschaft hat sich noch nicht ausreichend mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzt, insbesondere mit der des Zweiten Weltkriegs, aber auch mit der Geschichte seit der Meiji-Restauration und der Gründung des japanischen Kaiserreichs. Korea war zwischen 1910–1945 Kolonie von Japan, und Koreaner*innen wurden in dieser kolonialen Herrschaft abschätzend behandelt und unterdrückt. Obwohl früher, nämlich bis vor ungefähr 200 Jahren, die koreanische Kultur in Japan sehr hoch geschätzt war. Aber mit der Gründung des japanischen Kaiserreichs hat sich das total geändert. Diese Verschiebung des Machtverhältnisses hat sich auch in der Beziehung zu China durchgesetzt. So haben die Japaner*innen in ganz Ostasien und Südostasien mit dem Überlegenheitsgefühl ihrer nationalen, ethnischen und kulturellen Identität brutal geherrscht.

Mein Ideal wäre es, dass die Friedensstatue irgendwann eine normale Bronzefigur wird, einfach ein Mädchen, das friedlich auf dem Stuhl sitzt. Sie sitzt einfach da, ruhig. Dann kommen die Leute vorbei, schauen sie an und sagen: „Das ist eine sehr schöne Bronzestatue“. Es wäre schön, wenn so eine Zeit kommen würde. Das heißt nicht, dass die Geschichte vergessen werden soll. Die Leute schauen sie an und lesen die Tafel, und wissen Bescheid, was in der Vergangenheit geschehen ist. Die Statue würde jedoch nicht mehr im Mittelpunkt der Streitigkeiten stehen, da Japan endlich die Tatsache der „Trostfrauen“ anerkannt haben wür-

Betreff: AW: Antrag auf Verlängerung der Ausnahmegenehmigung für die Friedensstatue

Datum: Freitag, 23. September 2022 um 11:26:45 Mitteleuropäische Sommerzeit

Von: *****@ba-mitte.berlin.de

An: Han Jung-Hwa

Sehr geehrte Frau Han,

Ihr Antrag auf Verlängerung der Ausnahmegenehmigung befindet sich in den letzten Zügen der Bearbeitung.

Der Vorgang befindet sich zur abschließenden Stellungnahme im Bezirklichen Rechtsamt.

Hiermit teile ich Ihnen mit, dass bis zur abschließenden Entscheidung die Aufstellung weiterhin geduldet wird.

Für Rückfragen stehe ich gerne zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüßen

Im Auftrag

Bezirksamt Mitte von Berlin

Bau 1

Karl-Marx-Allee 31

10178 Berlin

Tel. +49 30 *****

Mobil +49 *****